

bagel brothers
sandwich restaurant
Nikolaistraße 42, 04109 Leipzig

Kiffer

Wissenschaftler erklären, warum Cannabis hungrig macht

Wissenschaft - Seite 7

Krieger

Zahlen und Fakten zur Bundeswehr und ihren Einsätzen

Thema - Seite 8

Kanzlerin

Birgit Dräger im Gespräch mit zwei student!-Redakteuren

Interview - Seite 14

DERPART
Reisebüro

campustravel.de
Universitätsstraße 20

Delikatessen

Ein knappes halbes Jahr dauert der Kreuzzug von Pegida und ihren verbündeten Sachsenmächten gegen alle gesellschaftlichen Fortschritte seit 1945 mittlerweile schon an. Mal kommen nur wenige Leute; so wenige, dass sie theoretisch auf einem Platz von der Größe eines Hitlerbärtchens aufmarschieren könnten. Mal kommen viele Leute; so viele, dass man mit ihnen – wie zu besten Zeiten anno 2002 – die Elbe auf neun Meter steigen lassen könnte. Angeblich soll nun eine abgespeckte Fassung der „Dresdner Thesen“ für dauerhafte Wutmigration in die Hauptstadt des Abendlandes sorgen. student! liegt eine Rohfassung vor.

These 1: Wer „illegale/Kriminelle“ massenhaft ins Ausland deportieren möchte, sollte als Scheinasylant in Südafrika bereits Erfahrungen gesammelt haben.

These 2: Wer seine Anhänger vor den Henkern des IS beschützen möchte, sollte Kirchenmitarbeitern am Rande von Demos mit IS-Methoden drohen.

These 3: Wer Medien als Lügenpresse diffamieren möchte, sollte vor laufender Kamera eine Teilnehmerzählung fälschen.

These 4: Wer vor religiösem Radikalismus warnen möchte, sollte christliche Tanz-, Sport- und Kulturverbote für Anders- und Nichtgläubige niemals thematisieren.

These 5: Wer an einem Montagabend zum Hetzen nach Dresden fährt, hält „Deftige Widersprüche“ und „Garstige Heuchler“ für deutsche Delikatessen.

Tischlein deck dich Mensa – über den Tellerrand geschaut



Zwiebeln, Broccoli und ganz viel Liebe

Foto: Mehmet Dogan

Das Thema Essen spaltet die Gemüter: Vor fünf Jahren standen Unterschriftenaktionen für die Einführung des Veggie-Days in der Mensa am Park einem Protestgrillen durch den Fachschaftsrat Jura gegenüber. Ende letzten Jahres wurde

dann das Studentenwerk als eine der vegan-freundlichsten Mensen Deutschlands ausgezeichnet. Heute stellen wir uns die Frage: Wo kommt unser Essen her, wo geht es hin und was passiert eigentlich dazwischen mit ihm? Wie regional sind die Produkte und was ist das

beliebteste Menü? Die student!-Redakteure Robin Blitzner und Dennis Hänel haben den Verantwortlichen für die Leipziger Mensen auf den Zahn gefühlt. Sie bringen Licht ins dunkle Mensamillieu und klären auf, warum unsere Essensreste verbrannt wer-

den und für welchen Aufgabenbereich das Studentenwerk Ökotoptologinnen beschäftigt.

Ob ihr die Entscheidung, heute in der Mensa zu essen noch einmal überdenken solltet oder es euch guten Gewissens schmecken lassen könnt, das lest ihr auf Seite 13.

Absage aus Rassismus

Uni Leipzig sorgt für vermeintlichen diplomatischen Eklat

Ein Aufschrei des Entsetzens brach sich in den hiesigen und internationalen Medien Bahn, weil die Leipziger Biochemie-Professorin Beck-Sickinge einem männlichen Studenten den Praktikumsplatz aufgrund seiner indischen Herkunft verweigert hätte. Angeblich hielt Beck-Sickinge dem Studenten Vergewaltigungsexzesse in seinem Heimatland vor, was sie in Hinblick auf ihr größtenteils weibliches Forscherteam mit Sorge erfüllte. Die E-Mail sorgte für Vorwürfe des Rassismus gegen die Universität und die Professorin selbst. Sogar der deutsche Botschafter in Indien fühlte sich bemüßigt, Stellung zu beziehen: „Indien ist kein Land von Vergewaltigern“, betonte er. Auch in Indien schlug der Fall Beck-Sickinge hohe Wellen. So berich-

tete die indische Zeitung „India Today“ über das Geschehen und in sozialen Netzwerken wurde die Wissenschaftlerin beschimpft. Die Uni-Rektorin Beate Schücking reagierte am 9. März mit einer Pressemitteilung auf die Vorwürfe. In der Erklärung wird festgestellt, dass die problematische Formulierung nicht in der ersten E-Mail an den Studenten gestanden habe, sondern erst im Gesprächsverlauf als Reaktion auf Provokationen von Seiten des Studenten erfolgt seien. Dennoch entschuldigte sich Beck-Sickinge in dieser Mitteilung.

„Ich toleriere diese Aussagen nicht. Aber ich akzeptiere die Entschuldigung von Professor Beck-Sickinge“, ließ Schücking über die Universitätswebseite verlautbaren. Wie nach Wochen bekannt

wurde, ist der in der Zeitung „India Today“ veröffentlichte E-Mail-Verkehr unvollständig wiedergegeben worden. Der E-Mailverlauf darf jedoch aus Gründen des Datenschutzes nicht insgesamt veröffentlicht werden.

In der E-Mail soll die Absage folgendermaßen begründet worden sein: „Wir hören viel über die Problematik zahlreicher Vergewaltigungen in Indien. Ich habe viele Studentinnen in meiner Gruppe und kann diese Haltung daher nicht unterstützen.“

Laut Beck-Sickinge sind diese Worte jedoch aus dem Kontext gerissen: „Ich habe überhaupt nichts gegen indische Studenten – im Gegenteil“, lässt sie sich auf der Uniwebseite zitieren. Der eigentliche Grund der Ablehnung sei die zum Zeitpunkt der Bewer-

bung bereits vollständige Belegung der Uni-Labore gewesen.

Der Studentenrat hat unterdessen Einsicht in den E-Mailverkehr genommen, um die Erklärung von Schücking und Beck-Sickinge zu überprüfen. Prinzipiell folgen die Sturvertreter der Argumentation von Schücking. Der Verlauf des Gesprächs sei von einigen Medien, die über den Vorfall berichteten, manipuliert und verzerrt worden. Der Student habe nach der formalen Absage, rassistische Vorwürfe gegenüber der Professorin geäußert, auf die sie dann mit dem Verweis auf die hohe Zahl der Frauenvergewaltigten in Indien reagierte. Dennoch übt der Stura Kritik an dem in ihren Augen intransparenten Krisenmanagement der Rektorin: „Leider schaffte es die Rektorin in der Causa

Beck-Sickinge nicht, ihre formale Distanzierung in eine praktische Politik in Form einer lückenlosen und für die Öffentlichkeit transparente Aufklärung münden zu lassen.“

Laut Statistiken treten Vergewaltigungen in Indien, in Relation gesehen, nicht häufiger auf als anderswo in der Welt. Jedoch geht man davon aus, dass die Dunkelziffer sehr hoch ist, da für indische Frauen eine Vergewaltigung als große Schande begriffen wird. Doch Indien ist auch die größte Demokratie der Welt. Frauen gelten als die fleißigsten Wähler und haben eine große Macht um Veränderungen zu bewirken. Ein Fakt, der auch im jetzigen Streit nicht außer Acht gelassen werden sollte.

Alexander Sinoviev

Meldungen

Gewalt im Hörsaal

Während einer Veranstaltung des Arbeitskreises Nahost Leipzig (AK Nahost) im GWZ der Uni Leipzig ist es zu handgreiflichen Auseinandersetzungen gekommen. Es sollte ein Gegenprogramm zur diesjährigen Buchmesse werden, welche sich laut Aussagen des AK Nahost nur vordergründig mit israelischer Literatur beschäftige. In Wahrheit handele es sich um den Teil einer Imagekampagne, deren Ziel es sei, die Bilder der Leichen aus Gaza vergessen zu lassen.

Anette Groth, Bundestagsabgeordnete der Linken, wurde deshalb eingeladen einen Vortrag zum Thema „Menschenrechtsverletzungen in Palästina: Das Russell-Tribunal zum Gaza-Krieg“ zu halten. Einen Tag später sollte die Veranstaltung mit der Autorin Susann Witt-Stahl weitergehen, die ihr Buch „Antifa heißt Luftangriff“ vorstellen wollte. Dabei kam es zur Eskalation: Kritiker, die sich mit Israelfahnen in den letzten Reihen niedergelassen hatten, unterbrachen den Vortrag mit Zwischenrufen. Sie wurden von den Veranstaltern zum Gehen aufgefordert. Als die Kritiker im Begriff waren, den Raum zu verlassen, kam es zu tätlichen Übergriffen aus dem Umfeld des AK Nahost. Augenzeugen berichten von Tritten und Schlägen, außerdem sei versucht worden, Fotografen am Gehen zu hindern, um gemachte Aufnahmen zu erlangen. Der AK Nahost sieht sich in der Opferrolle. „Deutsche Täter: enkel griffen anwesende Flüchtlinge an und riefen die Polizei um einen Flüchtling wegen angeblicher Körperverletzung anzuzeigen“, heißt es auf ihrer Webseite.

Leipziger Initiativen gegen Antisemitismus berichten, der AK Nahost sei bereits öfter im Zusammenhang mit antisemitischer Gewalt aufgefallen. Eine Stellungnahme der Unileitung oder des Sturas zu den Vorkommnissen hat es bislang nicht gegeben. *häf*

Beschwerde

Die liberale Hochschulgruppe „Freier Campus“ hat bei der Universität Leipzig eine Rechtsaufsichtsbeschwerde gegen den Stura eingelegt. Dieser hätte die Veranstaltung „Refugees Welcome“ Ende Februar in Dresden nicht finanziell unterstützen dürfen, das gehöre nicht zu seinen Aufgaben. Von Seiten des Sturas flossen 300 Euro zur Aktion in der Landeshauptstadt. Abgesehen davon erklärte der Vorsitzende der Hochschulgruppe Maximilian König aber, dass er und seine Mitstreiter auch für eine bessere Willkommenskultur seien. *häf*

HRK sucht Chef

Im Mai wird ein neuer Präsident für die Hochschulrektorenkonferenz (HRK) gewählt. Der jetzige Amtsinhaber Horst Hippler wird sich erneut zur Wahl stellen, ist intern jedoch umstritten. Die HRK bildet die Dachorganisation für 270 Hochschulen. An ihnen sind 94 Prozent aller Studierenden eingeschrieben. *häf*

Mögliche Wiederwahl bringt Widerwillen

Beate Schücking will 2016 erneut als Rektorin der Uni Leipzig kandidieren

Ich möchte mich wieder zur Wahl stellen.“ Mit diesen Worten kündigte Rektorin Beate Schücking im Februar dem Senat ihre erneute Kandidatur für den Posten als Oberhaupt der Universität Leipzig an. Mit dem 29. Februar 2016 endet die fünfjährige Amtszeit Schückings. Die Universität internationaler aufstellen, Leipzig in die Spitzengruppe der deutschen Hochschulen zu führen, zählen seither zu ihren Vorhaben. „Ich mache diesen Job mit großer Leidenschaft, im Dienste dieser großartigen Universität“, so die Rektorin.

Seit Mitte März haben nun neben der Amtsinhaberin auch andere Interessierte die Möglichkeit, sich offiziell um die Stelle als Rektor der Alma Mater zu bewerben.



Rektorin Beate Schücking Foto: mdo

Gesucht wird eine „wissenschaftlich ausgewiesene, führungsstarke Persönlichkeit, die zudem das Profil der Universität schärft“, war in

der Stellenausschreibung zu lesen. Weiter, so heißt es, kann nur gewählt werden, wer bereits „einer Hochschule als Professorin oder Professor angehört“, oder eine entsprechende Hochschulausbildung vorweisen kann, die den „Aufgaben des Amtes gerecht wird“.

Das Wahlverfahren verläuft wie folgt: Eine Auswahlkommission fertigt eine Vorschlagsliste mit den zur Wahl stehenden Kandidaten an und leitet sie an den Hochschulrat weiter. Dieser erstellt in Absprache mit dem Senat einen Wahlvorschlag. Dabei können bis zu drei Kandidaten für den Posten nominiert werden. Mindestens eines dieses Trios darf kein Mitglied der Hochschule sein. „Das Gesetz sieht vor, dass der Hochschulrat

dem erweiterten Senat eine Vorschlagsliste zur Wahl der Rektorin oder des Rektors unterbreitet“, erklärt dessen Vorsitzender Reinhold Grimm. Die 21 Mitglieder des erweiterten Senats geben abschließend ihre Stimme für das neue Oberhaupt der Universität ab. Gewählt ist, wer die meisten Stimmen erhält. Erzielt der erste Wahldurchgang kein eindeutiges Ergebnis, wird die Wahl nochmals durchgeführt. Ein dritter Wahlgang würde nur noch zwischen den beiden Kandidaten mit den meisten Stimmen stattfinden.

Eine „Wiederwahl für die zweite Amtszeit ist zulässig“. Dass die Uni-Präsidentin von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, weckt innerhalb der Hochschule gemischte Gefühle. „Beate Schücking ist zwar eine gute Außen-, aber miserable Innenpolitikerin“, be-tuert Student und Senatsmitglied Sebastian Stieler. Auch sein Kollege Hendrik Hofmann, Mitglied des Stura, hat eine „negativ geprägte Sicht“ auf die Wiederwahl. Er wünsche sich für die Zukunft eine „direkte und transparente Arbeitsweise“ zwischen Rektorin und den Studentenvertretern. Die neue Kanzlerin Birgit Dräger sieht das hingegen anders: „Die Universität hat in Schückings Amtszeit Fortschritte gemacht.“ Eine weitere Amtszeit sei wünschenswert.

Ob Beate Schücking auch weiterhin die Fäden in der Hand hält, bleibt abzuwarten.

Theresia Lutz

Infobox – Unileitung

Neben dem Senat bildet das Rektorat das zentrale Organ der Selbstverwaltung an der Universität Leipzig. Dazu zählt vor allem die seit 2011 im Amt befindliche Rektorin Beate Schücking als Vorsitzende. Die Amtszeit der Rektorin beträgt fünf Jahre und sie kann einmalig wieder gewählt werden. Sie vertritt die Universität nach außen. Der Posten des Rektors der Universität wird nach Bewerbung vom erweiterten Senat gewählt und vom Sächsischen Staatsministerium für Wissen-

schaft und Kunst bestellt. Ebenso befinden sich drei Prorektoren als Unterstützung im Referat: einer für den Bereich Bildung und Internationales, ein weiterer für Forschung und Nachwuchsförderung sowie ein Prorektor für Entwicklung und Transfer. Das Rektorat beschäftigt sich mit den elementaren Angelegenheiten der Universitätsverwaltung. Die Verwaltung des Haushaltes, die Klärung und Verwirklichung von baulichen Entwicklungen an der Universität sind ebenso im Aufgabenbereich

enthalten wie das Erstellen von Verwaltungs- und Bewirtschaftungsordnungen, die Aufstellung des Hochschulentwicklungsplanes und der Genehmigung von Studien- und Prüfungsordnungen.

Einen weiteren Teil der Universitätsleitung übernimmt seit dem 15. Februar Birgit Dräger im Amt der Kanzlerin. Sie ist somit die Leiterin der Universitätsverwaltung. Damit stehen an der Universität Leipzig gleich zwei Frauen an der Spitze.

Vanessa Gregor

Einfluss der Wirtschaft auf Forschung und Lehre steigt

Das Onlineportal Hochschulwatch zieht nach zwei Jahren Bilanz

Wie viel Einfluss dürfen Unternehmen auf Lehre und Forschung an Universitäten haben? Dieser Frage geht Hochschulwatch nun seit zwei Jahren nach und dokumentiert zweifelhaftes Unterstützungen in Form von Drittmitteln aus der gewerblichen Wirtschaft. Drittmittel, aus denen Stiftungsprofessuren, Publikationen, Forschungsprojekte und Personal finanziert werden – auch an der Universität Leipzig. Der stetige Anstieg dieser Drittmittel bereitet Isabella Albert von dem freien Zusammenschluss von Studentinnenschaften (fzs) Sorgen: „Ein Studium ist keine Berufsausbildung und kann in keinem Fall nur die Interessen eines bestimmten Unternehmens bedienen. Die Drittmittel an unseren Hochschulen führen aber genau dazu. Studierende und Lehrende verlieren die Selbstbestimmung über ihr Handeln und bekommen häppchenweise Aufgaben aus der Wirtschaft.“

Besonders naturwissenschaftliche Fakultäten und das Universitätsklinikum profitieren in Leipzig von Fördermitteln für Forschungsprojekte und Professuren, allein die medizinische Fakultät erhielt 2012 laut Statistischem Bundesamt über 45 Millionen Euro an Drittmitteln. Der Prorektor für



Prorektor Matthias Schwarz wertschätzt die Drittmittel Foto: Universität Leipzig

Forschung und Nachwuchsförderung der Universität Leipzig, Matthias Schwarz, weist jedoch darauf hin, welche wichtige Rolle Drittmittel für den Universitätshaushalt spielen: „Auf Drittmittel, vor allem auf die öffentlichen, ist die Universität Leipzig angewiesen. Die öffentlichen Drittmittel bedeuten eine Qualitätssicherung der Wissenschaft“, so der Prorektor. Öffentliche Drittmittel, beispielsweise von Bundesministerien, machen den Großteil der Drittmittel, die die Leipziger Universität einnimmt, aus. „Fragwürdige Einflussnahmen“ wie Hoch-

schulwatch es suggeriert, entstehen hier meistens nicht.

Andererseits sei man auf wirtschaftsnahe Drittmittel vergleichsweise wenig angewiesen. Prorektor Schwarz bezeichnet sie als „Add-Ons“. Dennoch lag 2013 der Anteil der Drittmittel aus der Wirtschaft im Verhältnis zu den gesamten Drittmitteln für das Universitätsklinikum bei über 18 Prozent – im Hochschulbereich waren es nur 4 Prozent. Dieser Unterschied ergebe sich vor allem aus der Tatsache, dass das Universitätsklinikum selbst wirtschaftlich tätig sei, erklärt Schwarz. Ohne

diese Drittmittel könne zudem der Forschungsbedarf am Universitätsklinikum nicht gedeckt werden, viele Studien seien sonst nicht möglich.

Doch wann ist die Grenze bei Drittmitteln aus der Wirtschaft überschritten? „Für mich ist die Grenze mindestens schon sichtbar im Dienstleistungsbereich, wenn der wirtschaftliche Partner klare Interessen hat, mit dieser Tätigkeit aber kein originäres Forschungsinteresse mehr bedient“, antwortet der Prorektor, „Es gibt keinen Erkenntnisgewinn. Überschritten ist sie, wenn die Aussage, die der Partner wünscht, im Gegensatz zu Forschungsergebnissen oder wissenschaftlichen Erkenntnissen steht.“

Von Universitätsseite wird laut Schwarz besonders Wert darauf gelegt, dass in Kooperation mit der Wirtschaft zwar die Interessen des Partners berücksichtigt werden, aber freies Publizieren stets möglich sein muss, gegebenenfalls nach Ablauf einer vereinbarten Frist. Laut Schwarz gibt es an der Universität kein Projekt, bei der diese Freiheit nicht besteht. Für 2015 ist eine explizite Einarbeitung dieses Grundsatzes in die „Satzung zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis“ vorgesehen. *Britt-Marie Lakämper*

Ein bisschen Ankommen

Sprachunterricht soll Flüchtlingen das Leben in Deutschland erleichtern

Wir wollen Deutsch lernen, arbeiten und aus diesem Gefängnis rauskommen“, schrieben vier der Bewohner einer Leipziger Massenunterkunft in einem kürzlich verfassten offenen Brief. Anlass für dieses Schreiben war, dass die Unterkunft in der Torgauer Straße für knapp 5,7 Millionen Euro renoviert werden soll, anstatt die Schließung des anonymen Gebäudekomplexes voranzutreiben. Bis zu 500 Menschen sollen dort zukünftig Platz haben. Für die Flüchtlinge, die unter anderem aus Syrien, Tunesien und Serbien stammen, wird es aber in einem solchen Quartier beinahe unmöglich, sich hier in Deutschland auch nur ein wenig heimisch zu fühlen oder gar zu integrieren.

Die Unterkunft gilt sachsenweit als eine der schlechtesten, die Unterbringung der Flüchtlinge sei sogar menschenunwürdig, sagte Carolin Waegner, Sprecherin des Leipziger Arbeitskreises Demokratie und Zivilcourage von den Grünen. Allerdings erwartet die Stadt allein in diesem Jahr bis zu 2.700 neue Flüchtlinge. Deshalb hieß es zunächst von der Stadt, auf die Unterkunft könne nicht verzichtet werden.

Aus diesem Grund wurden in Leipzig mehrere Initiativen gegründet, die sich für eine dezentrale Unterbringung der Asylbewerber einsetzen. Eine von ihnen ist „Willkommen im Kiez“, die Flüchtlinge außerhalb von Massenunterkünften im Leipziger Westen unterbringen will. Das Geld für die Sanierung der Unterkunft in der Torgauer Straße solle laut Aussagen der Initiative lieber für eine menschlichere Unterbringung der Bewohner verwendet werden. Dieser und weiteren Initiativen wird nur Erfolg beschieden sein, wenn es gelingt, die Flüchtlinge aus ihrer Anonymität zu befreien und sie zumindest teilweise in die Gesellschaft zu integrieren.

Die meisten Flüchtlinge, die nach Deutschland kommen, haben zunächst gar nichts mehr, sie mussten in ihrem Heimatland alles zurücklassen. Die allermeisten hatten auch nicht die Chance, vorher die Sprache des Zufluchtslandes zu lernen. Aber auch in Deutschland angekommen ist es für die Männer und Frauen nicht selbstverständlich, die Sprache ihres möglicherweise zukünftigen Heimatlandes lernen zu können. Kurse an Sprachschulen oder der Volkshochschule sind häufig zu teuer und die Möglichkeit eine öffentliche Schule in Deutschland zu besuchen ist auch im schulpflichtigen Alter ohne vorherige Deutschkenntnisse beinahe unmöglich. Dabei ist es für die Asylbewerber selbst besonders wichtig, sich in dem Land, in das sie nicht freiwillig gekommen sind, wenigstens so gut wie möglich zu integrieren. Sie wollen raus aus ihren anonymen Unterbringungen, am gesellschaftlichen Leben teilnehmen und arbeiten. Dabei ist und bleibt aber die größte Hürde die Sprachbarriere. Denn natürlich gestaltet sich die Kommunikation mehr als schwierig, wenn die Einwohner nicht die Sprache der Asylbewer-



Eve Ehrlichmann bei einer Aktion gegen Ausländerfeindlichkeit Foto: privat

ber sprechen und andersherum.

Um wenigstens diesem Missstand ein wenig entgegenzuwirken, unterbreiten mehrere ehrenamtliche Vereine in Leipzig den Flüchtlingen das Angebot von kostenfreiem Deutschunterricht, um in Deutschland besser zurechtzukommen. Der Flüchtlingsrat Leipzig bietet deshalb mehrmals in der Woche kostenfreien Unterricht in unterschiedlichen Niveaus an. „Das Projekt richtet sich besonders an junge Migranten, die aufgrund ihres Alters und ihrer fehlenden Schulbildung in keine Regelschule mehr integriert werden können“, heißt es auf ihrer Internetseite. Sie werden durch ehrenamtliche Lehrer und möglichst alltagstauglich unterrichtet.

Unterricht auf A bis B Niveau bietet auch der Verein für Interkulturelle Arbeit, Jugendhilfe und Schule (RAA). In Gruppen von bis zu acht Personen werden den Flüchtlingen die Grundlagen der deutschen Sprache beigebracht. Zusätzlich bildet der Verein Sprach- und Kulturmittler, sowie Sprach- und Integrationsmittler aus, die die Asylbewerber bei Besuchen in Ämtern, Arztpraxen und anderen Institutionen unterstützen sollen. Die Dolmetscher und Übersetzer beherrschen insgesamt 20 Sprachen und haben jeweilige interkulturelle Kenntnisse zu „ihren“ Kulturräumen. Außerdem bieten einige weitere Einrichtungen Kurse zum Erlernen von Deutschkenntnissen, doch kostenlos sind bei Weitem nicht alle.

In Leipzig gibt es außerdem seit dem letzten Jahr das Patenprogramm „Ankommen in Leipzig“, das die Stadt Leipzig in Zusammenarbeit mit dem Flüchtlingsrat Leipzig ins Leben gerufen hat. In diesem Programm können Privatpersonen eine Patenschaft für Flüchtlinge übernehmen. Die Paten übernehmen Aufgaben wie Einkaufshilfe, unterstützen beim

nig gekümmert. So war es bis vor kurzem auch noch in Guben, einer kleinen Stadt in Brandenburg, direkt an der polnischen Grenze. Dort leben die Flüchtlinge gemeinsam in einem Gebäudekomplex. Es ist jedoch kein offizielles Flüchtlingsheim, da auch Deutsche in dem Haus leben. In das Kleinstadtleben integriert werden die Flüchtlinge, die zum großen Teil aus Syrien und Eritrea stammen, aber deswegen noch lange nicht. Obwohl in Guben bereits seit einigen Jahren Flüchtlinge untergebracht sind, hat sich die Situation zwischen Asylbewerbern und Einwohnern noch nicht entspannt. Es gab mehrere rechtsextrem motivierte Übergriffe und eine Demonstration. Doch die deutlich größere Gegendemonstration bewies, dass der Fremdenhass auch in Guben die Minderheit bildet. Grund für die Kluft ist auch hier zu einem großen Teil fehlende Sprachkenntnis. Um das zu ändern, haben sich einige ehrenamtlich engagierte Gubener dazu entschlossen, die multikulturellen Einwohner der Stadt einander ein wenig näher zu bringen. Im nahegelegenen Eisenhüttenstadt wurde zu diesem Zweck das interkulturelle „Café Arche“ wiederbelebt um dort zweimal im Monat den Asylbewerbern und interessierten Einwohnern die Möglichkeit zu bieten, sich gegenseitig kennenzulernen. Bei einem ersten arabischen Abend kamen Bürger und Flüchtlinge zum gemeinsamen Austausch zusammen. Neben Musik, Gesprächen und Hummus wurde auch ein Vortrag von Gedichten eines syrischen Schriftstellers angeboten, auf Deutsch und Arabisch.

Organisiert hat diesen Abend die student!-Redakteurin Eve Ehrlichmann, die in Leipzig Arabistik studiert, aber ursprünglich aus Guben stammt. Bei einem Praktikum bei der Flüchtlingsberatung des Diakonischen Werkes Niederlausitz kam ihr die Idee, für arabischsprachige Flüchtlinge in Guben Sprachunterricht zu geben. „Nachdem ich auf Arabisch einen

Flyer gestaltet hatte, kamen bereits in der ersten Woche sieben Männer zum Unterricht, die mir dann auch treu geblieben sind“, erzählt die 22-Jährige. Die Männer seien zwischen 22 und 40 Jahre alt gewesen und seien begeistert von der Abwechslung, die der wöchentliche Kurs ihnen geboten habe. „Während des Unterrichts habe ich völlig vergessen, dass ich ‚Flüchtlinge‘ vor mir habe. Sie waren einfach so wissbegierig und es hat einen Riesenspaß gemacht sie zu unterrichten“, sagt Eve. Inzwischen arbeitet sie auf Nebenjobbasis als Vermittlerin für die Asylbewerber, geht mit ihnen zu Behörden, hilft bei Alltagsproblemen und übersetzt Mietverträge. Obwohl sie selbst wegen des Studiums in Leipzig keine Kurse mehr in Guben geben kann, wird es dort jetzt weiteren Sprachunterricht geben, unter anderem einen Kurs speziell für Frauen.

Im Mittelsächsischen Freiberg wurden die Flüchtlinge auf ganz andere Art und Weise eingespant. Erstmals beteiligten sich 20 Asylbewerber aus Eritrea, Syrien und Iran am Frühjahrsputz, bei dem vor allem die Freiburger Parks und Grünflächen einer gründlichen Reinigung unterzogen wurden. Damit bewiesen sie ihren großen Willen, in der Gesellschaft einen Platz zu finden. „Die Asylbewerber wollen nicht nur etwas von Deutschland bekommen, sie möchten auch etwas zurückgeben“, sagt Joachim Krahl, Pastor der Pfingstgemeinde Freiberg.

Wie es mit der Massenunterkunft in der Torgauer Straße weitergehen wird, ist noch nicht abschließend geklärt. Der Baubeschluss wurde jedenfalls kurz vor seiner Ausführung wegen des Engagements der Initiative „Willkommen im Kiez“ vorläufig zurückgenommen. „Bitte lassen Sie unsere Träume nicht sterben“ bitten die Schreiber des offenen Briefes. Für viele wird sich dieser Wunsch wohl aber nicht erfüllen. Aber ein Anfang ist immerhin gemacht.

Anne Uhlig

Eigenanzeige

Fotografen gesucht!

student!

Redaktionssitzung
Mittwoch 18.45 Uhr
Lessingstraße 7
Etage 2
www.student-leipzig.de

Kolumne



Spießerpärchen

Es gibt da einen gewissen Trend, den man bei jungen Studentenpaaren beobachten kann: Sie werden langsam immer spießiger. Es fängt damit an, dass beide weniger auf Parties gehen; aus aufregenden Experimenten mit psychoaktiven Substanzen werden nette Kochabende mit Gerichten basierend auf Hülsenfrüchten; statt Tiefkühlpizza aus dem Netto gegenüber plant man sorgfältig den gemeinsamen Wocheneinkauf und am Ende legt man sich eine gemeinsame Haftpflichtversicherung zu. Ich muss es wissen, denn ich bin Teil eines solchen Paares. Mein Freund hat mit dem Rauchen aufgehört, trennt inzwischen pflichtbewusst seinen Abfall und ist jetzt auch vegan, was in Leipzig mindestens 50 Spießerpunkte gibt. Ich habe dem Nachtleben abgeschworen, Blusen und Cardigans haben meinen Kleiderschrank übernommen und ich gebe meiner jüngeren Schwester vernunftbasierte Beziehungstipps. Im letzten Urlaub haben mein Freund und ich uns (ironische) Partnershirts zugelegt und meine Freundinnen loben, dass sie sich in unserer Wohnung so heimelig fühlen. Wir haben sogar einen Esstisch! In dem Moment, in dem ich diese Kolumne schreibe, putzt mein Freund unser Ceranfeld mit einem von diesen kleinen Metallkratzern, die man bei „dm“ kaufen kann. Leider ist es gar nicht so leicht, nicht spießig zu sein. Denn im Prinzip – man denke an „ganz jugendliche“ Frisuren für Mitvierzigerinnen – gibt es nichts spießigeres, als den Versuch, unspießig zu sein. Das ist so ein ähnliches Problem wie im Zen-Buddhismus, wo es um das Loslassen geht, aber loslassen zu wollen ist natürlich genau das Gegenteil von Loslassen, also darf man, um loszulassen, nicht loslassen wollen; und Zen ist natürlich auch schon längst wieder ein Spießberthema geworden. Inzwischen scheint es aber so etwas wie eine Trendwende zu geben, den Triumph des Spießertums. Junge Medien wie die Neon oder die Vice schreiben darüber, wie es ist, spießig zu sein, und meine (Facebook-)Freunde teilen Artikel darüber, wie man merkt, dass man ein alter Sack geworden ist. Spießig ist das neue hip! Die Alternativhypothese wäre, dass Neon und Vice eigentlich auch echt spießig sind und alle meine Freunde kollektiv ins Spießertum abgeglitten sind. Das würde zumindest die enthusiastischen Reaktionen auf Einladungen zu veganen Pärchen-Kochabenden, die um zehn enden, erklären.

Julia Rohrer



Viel Geld falsch angelegt

Stellenstreichungen an Unis wären vermeidbar gewesen

Mehr Geld für Bildung! Das plant zumindest die neue Koalition in Sachsen. CDU und SPD warben letztes Jahr beide mit großen Versprechen mehr in die Bildung zu investieren, passiert ist jedoch erstmal nichts. Zunächst wurde von der Regierung fleißig weiter der Rotstift angesetzt.

Im neuen Haushaltsplan der Landesregierung steht Bildung und Forschung ganz groß geschrieben, keine neuen Kürzungen von Stellen an Hochschulen, stattdessen mehr Förderung. Geld genug ist auch endlich da, denn Bafög zahlt jetzt nicht mehr das Land, sondern der Bund. Eine Verteilung des Geldes in den Ausbau der Infrastrukturen der Hochschulen und Universitäten sowie in die Kultur Sachsens ist ebenfalls keine schlechte Investition. Bei ganzen 56 Millionen Euro wäre doch auch

ein angemessener Teil für die gestrichenen Stellen an den sächsischen Universitäten übrig geblieben. Es sei außen vor gelassen, dass diese Verteilung der zur Verfügung stehenden Mittel des Landes Sachsen von vornherein schon ungerecht erscheint.

Die TU Dresden, seit 2012 im auserwählten Kreis der Exzellenz Universitäten, bleibt von Stellenkürzungen verschont. Während an der Universität Leipzig sogar gleich zwei Fakultäten geschlossen werden müssen, beschränkt Chemnitz seinen Stellenabbau auf nichtwissenschaftliches Personal. Die Politik, sonst immer alles auf Jahre im Voraus berechnend, konnte nicht errechnen, dass es ein Plus in der Haushaltskasse gibt? Die Schließungen der Theaterwissenschaften und der Archäologie können nicht mehr zurück genommen werden, was mit der Pharmazie

passiert, ist noch ungewiss. Hier durften sich zum Wintersemester 2014/15 immerhin noch rund drei Dutzend Erstsemester einschreiben.

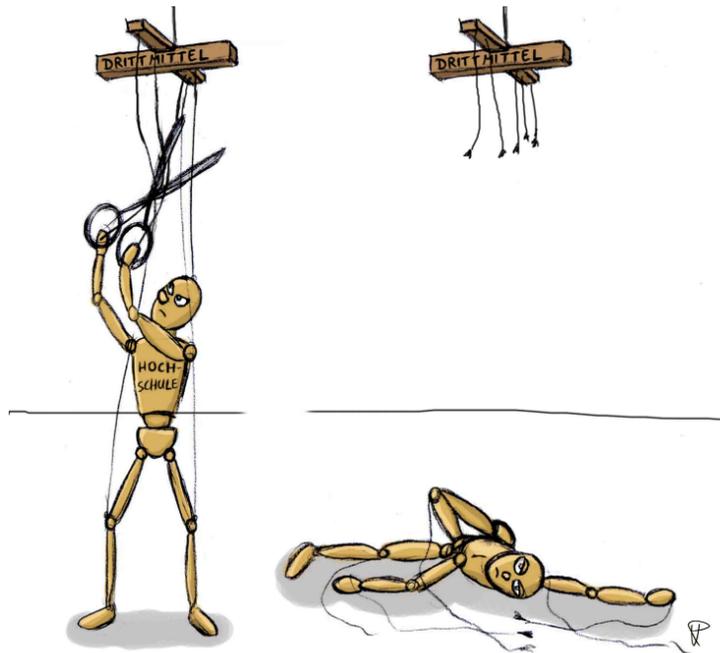
Die Streichung von insgesamt 1.042 Stellen an den sächsischen Hochschulen, beschlossen im Hochschulentwicklungsplan 2010 von CDU und FDP, wird also nicht zurück genommen.

Leipzig verbrüdet sich mit der Martin-Luther Universität in Halle, die haben schließlich einen sehr breit gefächerten archäologischen Fachbereich, die wenigen Universitäten, die Theaterwissenschaften als eigenständiges Studienfach anbieten, dürfen sich nun auf noch mehr Bewerber für eine kleine Anzahl von Plätzen freuen.

Gleichzeitig steigt die Zahl der Abiturienten und führt zu immer mehr Studenten, die schon lange nicht mehr von den Hochschulen

aufgefangen werden können. Trotzdem werden neue Gebäude gebaut, die zweifellos ebenso notwendig und zukunftsorientiert sind, das Problem von zu wenig Studienplätzen mit ausreichenden und vor allem qualifizierten Lehrkörpern jedoch nicht lösen. Was millionenschwere Neubauten an den Universitäten betrifft, darf sich die Universität Leipzig weniger benachteiligt fühlen. Das Gefühl von Ungerechtigkeit bleibt trotzdem. Eine gute Ausbildung und Bildung sind in Deutschland, einem Land ohne große natürliche Ressourcen, extrem wichtig, denn Deutschland entwickelt sich mehr und mehr vom Industrie- zu einem Dienstleistungsland. Stellenstreichungen an Universitäten, die mit immer mehr Bewerbern zu kämpfen haben, sind da für die Zukunft folglich kontraproduktiv.

Vanessa Gregor



Alleine frei (Seite 2)



Gemeinsam high (Seite 7)

Karikaturen: Verena Peters



Wer studieren will muss kämpfen

Bundeswehr ködert Nachwuchs mit tollen Ausbildungsmöglichkeiten

Im Studium eignen sich die Studierenden unter Berücksichtigung der Anforderungen in der sich verändernden Berufswelt die erforderlichen bildungs- und erziehungswissenschaftlichen Kenntnisse, Fähigkeiten und Methoden so an, dass sie zu wissenschaftlicher Arbeit und fundierter Urteilsfähigkeit, zu kritischer Einordnung der wissenschaftlichen Erkenntnisse und zu verantwortlichem Handeln in Beruf und Gesellschaft fähig sein werden.“ Mit so geradezu galant gewählten Worten wirbt ein Flyer der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg für die Bildungs- und Erziehungswissenschaft. Weiter unten im Prospekt wird erklärt, dass der Studierende mit einem berufsqualifizierenden Abschluss zur Tätigkeit in staatlichen und nichtstaatlichen Bildungs- und Sozialorganisationen befähigt sein werde.

Die Helmut-Schmidt-Universität in Hamburg ist eine von zwei Universitäten der Bundeswehr. Ne-

ben Bildungs- und Erziehungswissenschaft, werden dort beispielsweise auch Geschichtswissenschaft, Psychologie oder Sozialwissenschaften angeboten. Keine besonders für Berufssoldaten tauglichen Studiengänge, möchte man meinen.

Die Bundeswehr-Unis präsentieren sich als bessere Alternativen zur akademischen Ausbildung auf herkömmlichem Wege, für das in vielen Fächern ein gewisser Numerus Clausus erreicht werden muss, oder teure Semestergebühren anfallen, die ein ohnehin oft enges Budget aus Bafög oder elterlicher Zuwendung beschneiden. Beim Studium an einer Bundeswehr-Uni fallen keine zusätzlichen Kosten für den Studierenden an, als Soldat wird sogar monatlich ein mindestens dreistelliger Sold ausgezahlt.

Was der Flyer und auch die Internetseite der Helmut-Schmidt-Universität aber auf den ersten Blick nicht verraten, ist, dass sich

Studierende an Bundeswehr-Universitäten für teilweise enorm lange Zeiträume verpflichten, den buchstäblichen Waffendienst an der Front zu verrichten. Wer also ein begehrtes Fach studieren möchte, muss entweder ein entsprechend gutes Abitur vorzeigen können, das nötige Kleingeld für eine Privatuni übrig haben, oder bereitwillig und treu für Gott und das Vaterland in den Krieg ziehen.

Freie Arbeitsortwahl hat man beispielsweise als bei der Bundeswehr ausgebildeter Ingenieur erst nach mindestens 13 Jahren verrichtetem Wehrdienst. Das bedeutet, dass jeder Ingenieur im Falle eines Auslandseinsatzes für diese Zeit auch hinter einem Sturmgewehr oder in einer Panzerhaubitze zum Einsatz kommen kann. Sei es in Afghanistan, im Sudan oder im Kosovo.

Natürlich wird billigend in Kauf genommen, dass Soldaten im Krieg sterben, traumatisiert werden, oder als Krüppel aus dem

Ausland zurückkehren. Ganz zu schweigen von Gräueltaten an der Zivilbevölkerung des betroffenen Landes. Der Zweck heiligt die Mittel, es geht ja schließlich um die Interessen der heimischen Großindustrie und ihre eng geführten Handpuppen, die Politiker.

Während ein Ingenieur-Student im Panzer mitten im Afghanistan-Krieg eventuell sogar hilfreich sein könnte, erscheint es doch im höchsten Grade fraglich, ob ein Bildungs- oder Erziehungswissenschaftler in einem solchen Szenario noch besonders viel für seine berufliche Zukunft mitnehmen kann. Das Studienangebot an Bundeswehr-Universitäten ist offensichtlich nicht wirklich darauf ausgerichtet, die Kampftruppen mit Fachkräften zu optimieren, sondern um junge Männer und Frauen mit großzügigen Versprechen zu ködern und durch das Studium langfristig an den Dienst zu binden. Das ist ein Skandal.

Jonas Nayda

Inklusion an Hochschulen verstärkt fördern

Sächsischer Landtag nimmt Antrag an

Die sächsischen Landtagsfraktionen von SPD und CDU haben am 28. Januar einen Antrag gestellt, um Studium und Beschäftigung für Menschen mit Behinderung und chronischen Krankheiten an sächsischen Hochschulen zu erleichtern. Der Antrag wurde mit großer Mehrheit angenommen und fordert anhand einer Studie an den Hochschulen zu prüfen, inwieweit sie den besonderen Bedürfnissen von Menschen mit Behinderungen und chronisch Kranken gerecht werden. Darunter fallen bauliche Gegebenheiten, die Bedingungen bei Lehrveranstaltungen und Prüfungen, Beratung und Interessenvertretung. Die Studie soll den Status quo ermitteln, Handlungsanweisungen geben und letztendlich den Hochschulen ermöglichen, einen Aktions- sowie Maßnahmenplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention zu erarbeiten.

Die sächsische Wissenschaftsministerin Eva-Maria Stange (SPD) begrüßte den Antrag zur Studie, da die Hochschulen in der Folge stärker als bisher in ihrer Aufgabe unterstützt werden. „Nur auf Grundlage solider Informationen

und einer gemeinsamen Strategie erreichen wir das Ziel, Inklusion in den nächsten zehn Jahren umfassend Wirklichkeit werden zu lassen“, erklärte Stange. Dagegen äußerte sich Claudia Maicher, hochschulpolitische Sprecherin und stellvertretende Vorsitzende der sächsischen Fraktion Bündnis 90/Die Grünen kritischer zum Antrag. Maicher sieht den angedachten Weg als wenig erfolgsversprechend, da die Hochschulen in der Umsetzung auf sich alleine gestellt seien und von der sächsischen Staatsregierung nur durch die Studie unterstützt werden. „Für uns ist klar, dass die Staatsregierung sich an ihre eigenen Vereinbarungen im Koalitionsvertrag auch halten muss und zunächst in einem eigenen Gesamtkonzept den Rahmen vorgibt“, fordert Maicher. In der Folge sollten ihrer Meinung nach Hochschulen und Staatsregierung gemeinsam die Erstellung eines Aktions- und Maßnahmenplanes angehen. Es wird noch einige Zeit vergehen bis der Antrag umgesetzt und erste Früchte tragen wird. Bis dahin versuchen die bereits vorhandenen Beratungsangebote, wie zum Beispiel Studentenwerk und die Beauftragte



Menschen mit Behinderung sollen es einfacher haben

Foto: Mehmet Dogan

für behinderte und chronisch kranke Studierende, den Betroffenen ihr Studium zu erleichtern. Laut jüngster Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes haben 14 Prozent der Studierenden gesundheitliche Beeinträchtigungen, wobei dies bei der Hälfte davon zu Erschwernissen beim Studium führt.

Zu Beginn des Jahres führte der Stura der Universität Leipzig das

Referat für Inklusion ein, da Inklusion trotz des Inkrafttretens der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland im Jahre 2009 noch lange nicht in der gesellschaftlichen Realität angekommen sei, heißt es auf der Homepage des Referats. Als ihre Hauptaufgaben sieht Referentin Laura Scholler die Aufklärung des Begriffs Inklusion, Erkennung der Defizite an der Universität sowie Beratung

von Studierenden mit Beeinträchtigungen. In naher Zukunft plant das Referat Plakate sowie eine Kampagne um auf sich und das Thema Inklusion aufmerksam zu machen. Zudem soll der Arbeitskreis „AK barrierefrei“ wieder ins Leben gerufen werden, in dem Interessierte und Betroffene gemeinsam besprechen, wo noch Änderungsbedarf besteht. Scholler, selbst hörgeschädigt, fungiert auch als Anlaufstelle für Studierende mit Beeinträchtigungen, wobei sie unter anderem beim Stellen von Anträgen hilft. Die Universität Leipzig sei zwar laut der Referentin für Inklusion noch entfernt vom Ideal barrierefrei zu sein, aber es gebe schon gute Ansätze wie Audioschleifen für Hörgeschädigte in einigen Hörsälen, Zugänge für Rollstuhlfahrer sowie Taststreifen für Sehgeschädigte. Diese Ansätze müssten ihrer Meinung nach in Zukunft weiter verfolgt werden. Zur geplanten Studie sagt Scholler: „Es ist dringend notwendig, dass der aktuelle Stand an den Hochschulen dargestellt wird. Dies hätte schon viel früher geschehen müssen, umso besser, dass die Studie jetzt beschlossen wurde.“ Robin Blitzner

Der hohe Preis der Forschung

Uni Leipzig bricht Verhandlungen mit Elsevier-Verlag ab

Die Universität Leipzig lässt sich nicht mehr auf die vom Wissenschaftsverlag Elsevier verlangten Lizenzbedingungen für den Online-Bezug von rund 300 Fachzeitschriften ein. Die Verhandlungen wurden von universitärer Seite aus für gescheitert erklärt. Grund seien „deutlich überzogene Preisvorstellungen des Großverlags“, sagte Uni-Sprecher Carsten Heckmann.

Die Alma Mater sah sich zum wiederholten Male damit konfrontiert, dass eine Angebotsreduzierung mit einer deutlichen Preissteigerung einhergehen sollte: Der Jahresbeitrag der teuersten Zeitschrift lag bei über 21.000 Euro, viele andere verzeichneten ebenfalls fünfstelligen Jahresgebühren. Der große Wirtschaftsverlag nutze seine Monopolstellung zum Nachteil der Science Community und allein zur Gewinnmaximierung, so Uni-Rektorin Beate Schücking. Sie sprach von einer „aggressiven und erpresserischen Preispolitik“ und sah den Verhandlungsabbruch als einzige Möglichkeit, nachdem die Bereitschaft zu alternativen Lizenzmodellen bei Elsevier auf keine positive Resonanz treffen. Auch der Direktor der Universitätsbibliothek Ulrich Schneider befürwortet diese Entscheidung: „Das von Elsevier scheinbar unverändert favorisierte unflexible Geschäftsmodell der sogenannten Big Deals halten wir für überholt.“ Unter Big Deals versteht man Paketvereinbarungen, die Bibliotheken zwingen, statt ausgewählter Titel große Zeitschriftenbündel einzukaufen, die man weder braucht, noch sich leisten kann.



Wissenschaftliches Sortiment der Unibibliothek wird eingeschränkt

Foto: mdo

Der Vertragsbruch mit Elsevier hat schwerwiegende Folgen für die Konkurrenzfähigkeit der Leipziger Uni in Lehre und Forschung. Die betreffenden Zeitschriften, vor allem aus Naturwissenschaften und Medizin, müssten nun über Fernleihen bezogen werden, was das wissenschaftliche Arbeiten stark beeinträchtigt. Auf den Online-Zugang für renommierte Titel wie „The Lancet“ oder „Brain Research“ muss man ab 2015 verzichten, das Etat reicht nicht aus. Für die Uni ist das ein Dilemma: wissenschaftliches Handeln versus Wirtschaftlichkeit.

Leipzig steht nicht allein da mit diesem Problem: Vergangenes Jahr kündigte die Uni Konstanz aus ähnlichen Gründen ihren Elsevier-Vertrag. Schneider hofft künftig auf bundesweite Lizenzkäufe

für die wichtigsten Pakete der wissenschaftlichen Online-Journale, was dem Journal-Giganten eine deutlich größere Verhandlungsmacht gegenüberstellen könnte. Dieses Konzept der Nationallizenzen gibt es bereits in Schweden, Norwegen und in der Schweiz. Zurzeit muss die Leipziger Unibibliothek noch über frei zugängliche Open-Access-Publikationen und Dokumentenlieferdienste operieren, die den Forschern einzelne Aufträge beschaffen. Das ist zwar mühsam, aber auch preiswerter. Durch solches Handeln wird es bald einen Veränderungsdruck geben, den auch die großen Verlage zu spüren bekommen werden. Schon jetzt gibt es immer mehr Fachartikel, die frei zugänglich sind.

Luise Bottin

Mehr Geld für Bildung

Der Haushaltsplan 2015/2016 steht fest

Wir investieren in Bildung und Forschung. Denn neue Ideen schaffen gute Arbeit.“ So war es vor der letzten Landtagswahl im Sommer auf Plakaten der CDU zu lesen. Dann koalierte der Wahlgewinner mit der SPD, die ebenfalls die Bildung stärken wollte, hielt aber zunächst an den bereits geplanten Kürzungen fest. Nach einem vage formulierten Engagement für die Bildung – vor allem an Hochschulen – im Koalitionsvertrag, folgte im Haushaltsplan für die Jahre 2015 und 2016 nun eine deutliche Erhöhung der staatlichen Investitionen in universitäre Lehre, Forschung, Studentenwerke und Kultur.

Da seit Jahresbeginn nun der Bund und nicht mehr das Land die Bafög-Mittel stellt, werden in Sachsen 56 Millionen Euro frei, die der Bildung zukommen können. Diese Summe wurde in dem bereits im Januar präsentierten Plan neu auf verschiedene Gebiete verteilt. So sollen beispielsweise die Infrastruktur der Hochschulen und Universitäten, sowie die Kunst- und Kulturförderung Sachsens unterstützt werden.

Die Studentenwerke profitieren besonders stark vom Geldsegen, ihre Mittel sollen um fast 50 Prozent auf zehn Millionen Euro im Jahr angehoben werden. Ebenfalls reich beschenkt wird die TU Dresden, die in dem über 500 Seiten starken Papier die Finanzierung einer neuen Mensa, sowie weitere 13 Millionen Euro für das Nationale Centrum für Tumorerkrankungen zugesichert bekommt. Die TU Bergakademie Freiberg erhält ein-

en 20 Millionen Euro teuren Neubau der Universitätsbibliothek.

Diese Zahlen klingen angesichts der prekären Personalsituation an den Hochschulen in Leipzig und Dresden für manche leicht befremdlich. „Zwar lässt der Entwurf für die Hochschullandschaft Sachsens positive Tendenzen erkennen, dennoch steht die Hochschulfinanzierung in Sachsen auf tönernen Füßen“, kommentiert Henrik Hofmann von der Konferenz Sächsischer Studierendenschaften (KSS) die Entwicklungen. Damit drückt er das Unverständnis der KSS darüber aus, dass die Regierung in Dresden offensichtlich lieber in „Beton statt in Köpfe“ investiere und zukünftige Probleme nicht nachhaltig angehe. „Es müssen Lösungen gefunden werden, mit denen mindestens eine mittelfristige Planungssicherheit für Beschäftigte gewährleistet ist“, mahnt Hofmann weiter. Er weist auf die weiterhin beschlossenen Stellenkürzungen an den Unis in Leipzig und, nach Ablauf der Exzellenzinitiative, in Dresden hin.

Die sächsische Staatsministerin Eva-Maria Stange schlägt hingegen optimistischere Töne an. Sie sei sehr froh über die zusätzlichen Gelder, mit denen in diesem und im nächsten Jahr entscheidende Investitionen getätigt werden könnten.

Dem Doppelhaushalt des Freistaates Sachsen wurde inzwischen von CDU und SPD zugestimmt, er liegt dem Finanzausschuss des Sächsischen Landtags vor und wird voraussichtlich noch im April verabschiedet.

Jonas Nayda

Fett, das unerforschte Organ

In der Adipositasforschung geht es gerade rund – Leipzig ist ganz vorne mit dabei

Zwei Eigenschaften dicker Menschen scheinen auf der Hand zu liegen: Sie essen zu viel und bewegen sich zu wenig. Das treffe allerdings nicht den Kern des Problems, sagt Matthias Blüher, Facharzt für Endokrinologie und Leiter der Adipositasambulanz für Erwachsene am Integrierten Forschungs- und Behandlungszentrum (IFB) Adipositaserkrankungen Leipzig. An ihrem Übergewicht sind Dicke keinesfalls durch unkontrolliertes Essverhalten allein schuld, wie es ein böses Vorurteil behauptet. Die Wahrheit ist weitaus komplexer und liegt irgendwo zwischen Genetik, Psyche und individueller Stoffwechsellage: „Wir wissen noch nicht genug darüber, warum ein Mensch später satt ist als der andere oder mehr Hunger hat als jemand, der sein Leben lang schlank bleibt“, erklärt Blüher ein wichtiges Forschungsziel des IFB. Das im Sommer 2010 gegründete Forschungszentrum ist Teil der Universität und des Universitätsklinikums Leipzig und deutschlandweit das am breitesten aufgestellte Zentrum zur Erforschung krankhaften Übergewichts oder Adipositas. Dies ist eng mit therapeutischen Ansätzen verknüpft: Patienten können in der Adipositasambulanz Beratung und Behandlung suchen, gleichzeitig laufen verschiedene klinische Studien über die Wirksamkeit verschiedener Therapiemethoden.

Ein weiterer Zweig ist die Grundlagenforschung, die versucht, dem Entstehungsmechanismus des Übergewichts auf die Spur zu kommen. „In den letzten

20 Jahren hat sich in der Forschung viel getan, etwa die Entdeckung, dass Fettgewebe wie eine Drüse funktioniert, deren Signale im Gehirn Sättigung oder Appetit melden“, erklärt Blüher, „Wir gehen heute davon aus, dass Fettgewebe mehr als 600 verschiedene Adipokine, also Fettgewebshormone, produziert.“ Allerdings kann auch das Gehirn krankmachende Signale aussenden, die auf der Ebene des Belohnungssystems und Risiko- oder Suchtverhaltens funktionieren. Deshalb sei es auch fatal, dicken Menschen pauschal die Schuld für ihr Über-

Fett als hochaktive Hormonschleuder

gewicht zuzuschreiben, sagt Blüher: „Die zentrale Regulation der Nahrungsaufnahme sowie Bewegungsmuster scheinen im Vorfeld von Adipositas oft gestört zu sein.“ Zugleich können Entzündungstoffe aus dem Fettgewebe dazu führen, dass übergewichtige Menschen ein höheres Risiko für Arteriosklerose haben, eine Fettleber oder Muskelfunktionsstörungen entwickeln. Eine neue Erkenntnis ist jedoch, dass zehn bis 20 Prozent von ihnen einen völlig gesunden Stoffwechsel besitzen und diese Krankheiten nicht oder erst später auftreten. Diesen Patienten wird eher empfohlen, ihr Gewicht zu halten anstatt abzunehmen – oftmals das realistischere Ziel. „Dadurch, dass Adipositas aber eine Vielzahl von psychischen und körperlichen Problemen verursacht, hat es bei der Mehrzahl der Menschen Krank-

heitswert“, stellt Blüher fest, „unsere Aufgabe ist es festzustellen, ob jemand von einer therapeutischen Gewichtsreduktion profitiert.“

Die meisten Patienten, die zu Matthias Blüher in die Sprechstunde kommen, haben einen Body Mass Index (BMI) von über 50 und leiden sehr darunter. „Einige wollen herausfinden, warum sie übergewichtig geworden sind, aber die meisten Patienten kommen hilfesuchend zu uns, weil sie eine Therapie möchten“, sagt Blüher. Diese beginnt immer mit einem Basisprogramm aus Ernährungs-, Verhaltens- und Bewegungstherapie. Für viele ist jedoch der chirurgische Eingriff die letzte Rettung – nur etwa einer von 100 schwer übergewichtigen Patienten, schätzt Blüher, schafft es mit nichtchirurgischen Verfahren dauerhaft abzunehmen. Obwohl momentan Operationen, die den Magen verkleinern oder einen Teil des Verdauungstraktes entfernen, langfristig am meisten Erfolg versprechen, sind sie wie jeder Eingriff mit Risiken behaftet. Wie viele seiner Kollegen wünscht sich Blüher daher eine Ausweitung der Therapiemethoden. Es gibt Hoffnung: „Gerade im Bereich bestimmter Darmhormone, so genannter Inkretine, sind in den nächsten zehn Jahren auch medikamentöse Alternativen zu erwarten“, sagt Blüher. Drastische Gewichtsverluste durch eine Diät sind allerdings weiterhin Zukunftsmusik. „Es ist ein schwieriges Feld, weil alle denken, sie wissen, wo es herkommt. Die Frage, warum Menschen zu viel essen und sich



Dieses Label ist wirklich überholt

Foto: Mehmet Dogan

wenig bewegen, ist aber weiterhin ungeklärt“, resümiert Blüher – eine Therapie der Ursachen von Adipositas wäre vermutlich weitaus effektiver. Im Hinblick darauf, dass 50 Prozent der Erwachsenen in Deutschland übergewichtig und 20 Prozent adipös sind, wird deutlich, wie dringend der Bedarf für effektivere, erträglichere The-

Zauberwort Individualtherapie

rapien ist. Denn besonders die Operation zur Gewichtsreduktion zieht lebenslange Einschränkungen und Ernährungsvorschriften nach sich.

Dass zum Abnehmen eine verminderte Kalorienaufnahme erforderlich ist, leuchtet ein. Mindestens ebenso wichtig sei allerdings eine Kombination mit Verhaltens-

und Bewegungstherapie und Ernährungsberatung, sagt Blüher. Als Schlüsselwort zeichnet sich schon jetzt ein individuell angepasster Therapieplan ab. In einer von Blüher betreuten Studie, die noch bis Mitte dieses Jahres läuft, untersuchen er und seine Kollegen den Effekt von Kraft- und Ausdauersport auf das gefährliche Fettgewebe im Bauchraum. Erste Ergebnisse zeichnen sich ab: „Ausdauersport ist nicht für jeden gleich gut“, sagt Blüher, „manche profitieren davon, andere sprechen besser auf Krafttraining an. Die Quintessenz ist also eine individualisierte Therapie.“ Die sei natürlich auch vom Patientenwunsch abhängig, sagt Blüher: „Denn eine Therapie muss gewisse Anreize haben, damit man sie auch durchhält.“

Amina Kreusch

Mehr Bücher für sehbehinderte Abc-Schützen

HTWK-Absolventin forscht an besseren Materialien für den Inklusionsunterricht

Bücher für Schulanfänger sind heute aufwändiger gestaltet denn je. Die Fibeln, mit denen Erstklässler Lesen, Schreiben und Rechnen erlernen sind bunt und reich an Bildern. Da wird nicht nur mit besonders großen Buchstaben gearbeitet, sondern auch mit anschaulichen Illustrationen, die den Kindern die ersten Buchstaben, die ersten Wörter und die ersten Geschichten näher bringen sollen. Doch was, wenn die Kinder sehbehindert oder sogar vollständig blind sind? Da bringen die bunten Abbildungen nur wenig. Dieser Meinung war auch die HTWK Absolventin Julia Dobroschke, als sie sich vor drei Jahren nach einem geeigneten Promotionsthema umsah. Nach einer Berufsausbildung und dem Studium der Verlagsherstellung an der HTWK entschied die jetzige Doktorandin, sich auf dem Gebiet der Blindenschrift und Blindenbücher zu spezialisieren.

Grundsätzlich seien Bücher für Blinde schwierig herzustellen, da Großdrucke und vor allem Blindenschrift selbst einen sehr aufwändigen und komplexen Herstellungsprozess durchlaufen. Spezielle Dienstleister, wie Blindenbüche-

reien oder die sogenannten Medienzentren des jeweiligen Bundeslandes, sind für die Herstellung dieser Bücher zuständig. Bei Schulbüchern ist dieser Prozess noch komplizierter. „Schulbücher können aufgrund ihres didaktischen Konzepts nicht so einfach konvertiert werden“, meint Julia

Dobroschke, „sie sind viel komplexer aufgebaut als beispielsweise Belletristik oder Sachbücher“.

Bereits vor ihrer Promotionsanmeldung 2012 hatte sich die Doktorandin bei der Deutschen Zentralbücherei für Blinde (DZB) an einem Projekt beteiligt, bei dem die Konvertierung von Sach-

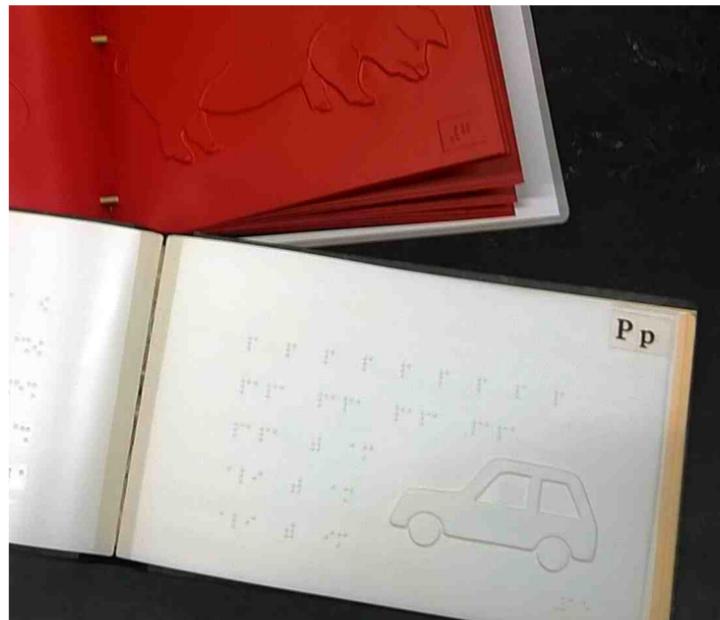
büchern im Mittelpunkt stand. Dieses Projekt nahm sie als Motivation, um an dem Thema der Blindenschulbücher in Laufe ihrer Doktorarbeit zu arbeiten. „Seit 2012 forsche ich dazu, wie gerade Lehr- und Lernmittel für den Inklusionsunterricht mit blinden und sehbehinderten Kindern effektiv gestaltet werden könnten“, sagt Dobroschke.

Für ihre Dissertation geht sie nun der Frage nach, inwieweit der Ansatz des sogenannten universellen Designs auch in die Herstellung von Schulbüchern integriert werden kann. „Die Idee ist, Materialien bereits universell zu konzipieren, damit sie zu einem hohen Grad zugänglich sind“, erklärt Dobroschke. Das Ziel sei es, eine medienneutrale Datenhaltung zu schaffen, bei der die Verlage bereits vor der Herstellung von Schulbüchern das Grundkonzept offen auch für die Herstellung von Blindenbüchern darlegen. „Wenn bereits von Anfang an mitgedacht wird, muss später weniger nachgearbeitet werden“, ergänzt Dobroschke. Somit könnten aus den gleichen Daten auch didaktische Materialien für sehbehinderte Schüler hergestellt werden.

Die Hauptproblematik bei der Umsetzung in die Praxis ist die wirtschaftliche Nachhaltigkeit. „Von den circa 700.000 Neueinschulungen jedes Jahr haben etwa sechs Prozent einen pädagogisch bedürftigen Hintergrund und gerade einmal ein Prozent davon sind sehbehindert“, erläutert die HTWK-Absolventin. Demnach sei es aus wirtschaftlicher Sicht äußerst schwierig, Verlage zu einer medienneutralen Datenhaltung zu bringen. Um diesem Problem entgegenzuwirken hat Dobroschke verschiedene Verlage, Medienzentren und Schulen befragt und deren Aufbau von Lehrwerken analysiert. Das Ziel sei es nun Schulbuchverlage und Medienzentren zusammenzubringen, um gemeinsam an einem zukunftsfähigen Konzept zu arbeiten.

Dobroschke sieht auch in dem universellen Design eine Chance: „Auch wenn der Anteil blinder und sehbehinderter Kinder in Deutschland relativ gering ist, bin ich davon überzeugt, dass eine konsequente Umsetzung des universellen Designs sehenden wie auch sehbehinderten Lesern gleichermaßen nützt.“

Mirjam Ratmann



Mit den Fingern sehen: Bilder in Blindenschrift

Foto: Mirjam Ratmann

Essen wie im Rausch

Studie beweist: Kiffen macht wirklich hungrig

Er geht gerne Bowlen, sein Kopf wird schon mal von nihilisten in die Toilette getunkt und er kiffte. Aber viel gegessen hat der „Big Lebowski“ eigentlich nicht. Den Leipziger Forschern Marco Koch, Tamas Horvath und ihrem Team von der Yale-Universität zufolge, müsste der von Jeff Bridges gespielte Jeffrey Lebowski jedoch unter regelgerechten Fressattacken gelitten haben. Grund dafür: Natürlich sein freizügiger Umgang mit Cannabis.

Klar, einige dürften den Heißhunger nach dem Kiffen kennen und Profikiffer haben immer zumindest ein paar Tüten Chips für die postrelaxierende Phase dabei. Aber nun ist es den Forschern gelungen genau zu erklären, was den Hunger auslöst. Zu diesem Zweck verabreichten sie sehr liberal eingestellten Mäusen etwas Cannabis und schauten, wie sie darauf reagierten. Ausgerechnet die Gehirnzellen der Versuchstiere, die sonst dafür sorgen sollen, nach dem Essen keinen weiteren Hunger zu verspüren, verkehrten sich unter Cannabiszugabe in ihr Gegenteil. Konkret geht es um die POMC Zellen des Hypothalamus. Cannabis stimuliert die Aktivität dieser Zellen zusätzlich. So wird der Appetit weiter angereizt, weil auf Grund des Cannabiskonsums die Funkti-



Tu ma lieber die Möhrchen

Foto: CC/flickr.com/chriscook04

onsweise der Zellen empfindlich gestört wird. Statt „Nicht-Essen“ wird nun „Essen“ als Signal ans Hirn weitergeleitet.

Tamas Horvath erklärte gegenüber Zeit-ONLINE: „Die Maschinerie im Hypothalamus, die Hunger und Appetit reguliert, funktioniert im Prinzip bei Säugetieren und den meisten Fischen identisch.“ Demnach trafe das bei Mäusen beobachtete Phänomen auch auf den Menschen zu.

Auch in der Medizin macht man sich den Effekt zu Nutze. So hilft Cannabis in den USA Krebs- und AIDS-Patienten gegen krankheits-

bedingte Appetitlosigkeit. Vielleicht lässt sich in Zukunft auch Magersucht mit Cannabis behandeln. Zudem aktiviert Cannabis auch das Belohnungszentrum im Gehirn, sodass im Drogenfieber genossenes Essen noch köstlicher schmecken kann.

Vielen US-Amerikanern ist es seit kurzem möglich, legal in den Genuss eines solchen „Essrausches“ zu kommen. In den Bundesstaaten Colorado, Alaska und Washington ist der Ver- und Ankauf von Cannabis erlaubt worden. Oregon und der District of Columbia werden sich diesen Vor-

bildern bald anschließen. In 23 weiteren Staaten ist es zumindest möglich, sich aus medizinischen Gründen Cannabis legal zu verschaffen. Für den stellvertretenden Gouverneur Kaliforniens, Gavin Newsom, ist der Kampf gegen Marihuana sowieso aussichtslos und hat dem Staat nur Kosten verursacht: „Der Kampf gegen Drogen ist verloren, er hat den amerikanischen Steuerzahler Hunderte von Milliarden US-Dollar gekostet – womöglich gar eine Billionen Dollar innerhalb der vergangenen 40 Jahre“, meint Newsom. Seiner Meinung nach werden zudem unnötiger Weise Polizeikräfte gebunden, die man dringender woanders bräuchte. Die Legalisierung von Marihuana könnte dem von der Insolvenz bedrohten Bundesstaat bis zu 1,5 Milliarden Dollar an Steuern einbringen. 2018 wird ein neuer Gouverneur im bevölkerungsreichsten Staat der USA gewählt und Newsom gilt als Favorit auf den Posten.

Dann könnte sich auch der in Kalifornien wohnhafte Jeffrey Lebowski sein Gras legal beschaffen. Vielleicht ist der „Dude“ die Ausnahme von der Regel und er bekommt vom Kiffen keinen Hunger, sondern nur Appetit auf White Russian.

Alexander Sinoviev

Meldungen

Museumsnacht

Am 25. April öffnen in Leipzig und Halle viele Museen, Galerien, Gedenkstätten und Sammlungen bis spät in die Nacht ihre Pforten für neugierige Besucher. Unter dem Motto „Kopfkino“ wird es zu günstigen Preisen ein umfangreiches Angebot aus 321 Veranstaltungen für Jung und Alt geben. Der Kartenvorverkauf hat bereits begonnen.

Die Organisatoren rechnen mit großem Andrang, sodass Ersatzbahnen und -busse im Einsatz sein werden. *jn*

Zusammengelegt

Die Bibliotheken der HTWK und der HfTL wurden Anfang März zusammengelegt. Alle Medien der HfTL sind nun in die Bibliothek in der Gustav-Freytag-Straße integriert. Für die Studierenden beider Hochschulen ändert sich nicht viel, Ausleihe ist nach wie vor mit den alten Ausweisen möglich und um einem eventuellen Platzproblem entgegenzuwirken, soll im kommenden Semester eine neue Raumkonzeption erarbeitet werden. *jn*

Ausgezeichnet

Zwei Leipziger Wissenschaftlerinnen sind im März mit hochrangigen Preisen geehrt worden:

Dr. Irene Coin vom Institut für Biochemie erhielt gemeinsam mit Dr. Bernhard Renard vom Robert Koch-Institut aus Berlin den mit 50.000 Euro dotierten „German Life Science Award 2015“ für ihre Forschungsarbeit zu Protein-Interaktionen, mit der sie die Entwicklung von neuen Medikamenten vorantreibt.

Veterinärmedizinerin Prof. Dr. Maria-Elisabeth Krautwald-Jungmann wurde für ihr bahnbrechendes und langjähriges Forschungsprogramm zur Bestimmung des Geschlechts von ungeschlüpften Hühnerküken mit dem „Felix Wankel Tierschutz-Forschungspreis“ ausgezeichnet, der mit 30.000 Euro dotiert ist. *jn*

Nachwachsende Rohstoffe an ihrem Peak

Internationale Forscher mahnen zu maßvollerem Umgang mit Ressourcen



R. Seppelt Foto: A. Künzelmann/UFZ

Das Erdöl oder Kohle eines Tages aufgebraucht sein könnten, ist vielen Leuten mittlerweile bewusst. Dass uns allerdings Soja, Reis oder Mais irgendwann ebenfalls einmal ausgehen könnten, dürfte vielen Menschen neu sein.

Forschern des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung in Leipzig (UFZ), der Yale University und der Michigan State University zufolge, könnte es jedoch der Fall sein, dass wir trotz vollem Tank eines Tages vor leeren Tellern sitzen.

In der Studie „Synchronized peak-rate years of global resource use“ haben sich die Forscher die Wachstumsraten der jährlich abgebauten Menge von 27 nachwachsenden und nicht-nachwachsenden Ressourcen wie Kohle, Reis oder Soja der letzten Jahre angesehen. Sie haben festgestellt,

dass die höchsten Wachstumsraten von 18 der untersuchten Rohstoffe bereits überschritten waren und der Zuwachs der Produktion seither trotz Entwicklung neuer Technologien sinkt. So hatte die Sojabohnenproduktion erst 2009 das maximale Wachstum erreicht. Mais hatte es schon 1985 und Reis 1989 überschritten. Auch die Fischerei ist seit den 1980er Jahren schon über ihrem Peak.

Diese Wachstumsmaxima, die sogenannten Peaks, haben alle mehr oder weniger synchron im Zeitraum der letzten 40 bis 50 Jahre stattgefunden. Seither nehmen auch die Wachstumsraten vieler anderen nachwachsender Ressourcen ab. „Die wichtigsten Güter, die der Mensch für die Ernährung braucht und ernten muss, sind limitiert“, bilanziert Ralf Seppelt, Leiters des UFZ-Departments Landschaftsökologie in Leipzig.

Dass diese verschiedenen Peaks parallel auftreten, liegt laut der Studie an verschiedenen Gründen. So werden einige Rohstoffe zeitgleich von Nutzern konsumiert, während unterdessen in der Industrie Rohstoffe zur Produktion anderer Rohstoffe aufgewendet werden. Gleichzeitig steigen, je knapper ein Rohstoff wird, die Kosten für die Umwelt durch neue Abbaumethoden, was wiederum Auswirkungen auf andere Ressourcen hat. Die verschiedenen Rohstoffe sind also miteinander verzahnt. Außerdem sinkt die ge-

nerelle Nachfrage nicht, trotz Entwicklung von neuen Alternativen für knappe Naturprodukte.

Auf Dauer müsse der Mensch die Art und Weise wie Produkte konsumiert und welche verwendet werden ändern. Die Kopplung der verschiedenen Ressourcen aneinander und das zeitgleiche Auftreten des Peaks stellt ein Problem dar, das gravierender ausfallen könnte als das Überschreiten des Peaks einer einzel-

nen Ressource. „Durch bessere Zuchtmethoden und gentechnisch veränderte Organismen erwarten Experten bei manchen Ressourcen in Zukunft noch eine Ertragssteigerung von ein bis zwei Prozent pro Jahr“, sagt Seppelt. Danach werde es aber eng. „Der Mensch muss akzeptieren, dass auch nachwachsende Rohstoffe global an ihre Ertragsgrenzen kommen und Substitutionsmöglichkeiten schwinden.“ *Martin Peters*

Anzeige

KARRIEREMESSE

9. WIK-Leipzig 2015



29.04.2015, 10:00 - 16:00 Uhr Universität Leipzig, Hörsaalgebäude

30 Unternehmen

Alle Fachrichtungen

Praktika | Abschlussarbeiten | Berufseinstieg | Trainee



www.WIK-L.de

Das etwas andere Auslandssemester

Studium bei der Bundeswehr bringt neben Vorteilen viele Verpflichtungen mit sich

Nur die besten kommen rein: Einen Notendurchschnitt von 1,1 brauchte man im letzten Jahr, um an der Universität Leipzig Psychologie studieren zu können. Wer diese Note nicht hatte, benötigte gutes Sitzfleisch – 24 Wartesemester waren als Alternative angesetzt. An vielen Unis in Deutschland ist der Schnitt ähnlich niedrig – wanderlustige Studierende können ihr Glück in Österreich oder den Niederlanden versuchen. Doch da ist noch eine weitere Möglichkeit: Studieren bei der Bundeswehr.

Zwei Bundeswehr-Unis gibt es in Deutschland – in Hamburg und München. Etwa 3.000 Studierende besuchen die Hochschule in München, in Hamburg sind es circa 2.100. Knapp zehn Prozent sind Frauen, erst seit 2001 dürfen auch sie dort studieren. Lena Zielonka ist eine davon. „Ich kann bei der Bundeswehr Karriere machen und sie ist ein sehr attraktiver Arbeitgeber“, sagt die Psychologiestudentin im achten Semester in Hamburg. Nicht zuletzt sei auch Patriotismus ein ausschlaggebender Grund für die 22-Jährige gewesen, dass Studium

bei der deutschen Armee anzutreten: Sie möchte ihrem Land durch den Dienst bei der Truppe etwas zurückgeben.

Wer bei der Bundeswehr studiert, ist zuvorderst Soldat und nicht Student – arbeitet also für die Bundeswehr. Bewerber müssen das Abitur oder eine Fachhochschulreife haben und sich für den „gehobenen Dienst“, die Offizierslaufbahn, entscheiden – nur dann dürfen sie auch studieren. Sie müssen einen Eignungstest im Assessmentcenter für Führungskräfte des Bundesamtes für das Personalmanagement der Bundeswehr bestehen.

Vier Fakultäten mit 24 Studiengängen gibt es in Hamburg – auch im Ausland können die jungen Menschen einen Teil ihrer Ausbildung absolvieren. Für 13 Jahre verpflichten sich Offiziersanwärter. Angehende Mediziner legen sich für 17 Jahre fest – sie studieren wie auch Studenten der Pharmazie, Zahnmedizin und Tiermedizin an einer öffentlichen Uni. Vier oder fünf Jahre wird studiert, die restlichen Jahre heißt es: Dienen. Die 15-monatige Grundausbildung schließen sie vor dem Studium ab – inklusive



Stiefel Foto: CC/Flickr/Last Hero

Robben im Matsch und Zelten im Freien. Nach dem Studium werden die Offiziere in der Regel noch 18 Monate in ihrer Einheit – Heer, Marine oder Luftwaffe – ausgebildet. „Die Idee dahinter, dass die Bundeswehr die Möglichkeiten dieses Studiensystems anbietet, ist, dass sich militärische Vorgesetzte akademisches Denken für Problemlösungen zu Nutze machen können und selbstorganisiert arbeiten“, sagt

Conny Thees. „Als Kompaniechef muss man später selbst die Baustellen erkennen und diese angehen.“ Der 24-Jährige studiert Psychologie im zweiten Semester. Alle Studierenden der Bundeswehr erhalten während ihrer Zeit an der Uni Gehalt. Conny bekommt als Studienanfänger etwa 2.000 Euro brutto pro Monat.

An der Uni tragen die Soldaten normalerweise zivile Kleidung. Sie wohnen in unmittelbarer Nähe zu ihrer Hochschule. Die Studiengänge sind recht klein, in Lenas Studiengang gibt es noch 15 andere Kommilitonen. Lernverhältnisse von denen reguläre Psychologiestudenten nur träumen können. „Es ist schon viel Aufwand, aber wenn man diszipliniert rangeht, hat man auch Zeit für außeruniversitäre Aktivitäten“, meint Lena. Die ständigen Prüfungsphasen seien stressig, aber der Aufwand fürs Studium zahle sich aus.

Das Studium ist in Trimester aufgeteilt – alle drei Monate werden Prüfungen geschrieben. In der restlichen Zeit sollen die Studierenden Praktika absolvieren und Hausarbeiten schreiben. Nach der Zeit beim Bund würden

die Absolventen von der freien Wirtschaft meist mit Kusshand empfangen.

Die Gefahr, in ein Kriegsgebiet gehen zu müssen, ist nach dem Abzug aus Afghanistan 2014 zwar gebannt, die Bundeswehr hat dennoch laufende Einsätze im Ausland. Während der Ausbildung kann in der Welt viel passieren. „Dass ich in einen Auslandseinsatz gehen muss, ist hoch wahrscheinlich. Ich schiebe das manchmal ein wenig vor mir her“, sagt Conny. „Andererseits ist der Gedanke gerade sehr präsent, wenn ich Nachrichten schaue.“ Er versuche, sich auf solche Situationen vorzubereiten. „Ich habe eine Versicherung. Falls ich verwundet werde, ist die Versorgung von verletzten oder psychisch geschädigten Soldaten durch die Bundeswehr sehr gut“, schildert Conny pragmatisch. Die Bundeswehrausbildung gebe ihm das Gefühl, im Zweifelsfall gut vorbereitet zu sein. „Meine Freundin und meine Familie sehen das anders. Die machen sich natürlich Sorgen, dass ich in einen Einsatz muss und nicht oder verändert zurück komme.“

Julian Friesinger

DIE BUNDE

Mehr als Grüßen und Marschieren

Zahlen und Fakten zur Bundeswehr

Nach Gründung der Bundeswehr vor 60 Jahren kämpft diese nun um Nachwuchs für die Truppen. Im Juli 2011 wurde die Wehrpflicht abgeschafft, seitdem wird dringend nach Freiwilligen gesucht. Die Formel: „Wir. Dienen. Deutschland“ drückt das Selbstverständnis Bundeswehrangehöriger aus. Es geht um das „kameradschaftliche Miteinander“ und einen „festen Platz“ in der Gesellschaft, wie es in einer Imagebroschüre heißt. Die Soldaten der Bundeswehr arbeiten „freiwillig, individuell“ und falls nötig „unter Einsatz ihres Lebens“.

Zurzeit dienen 162.116 aktive Soldaten und 19.091 Soldatinnen, um Deutschland und seine Bürger zu schützen und dessen außenpolitische Handlungsfähigkeit zu sichern und die multinationale Zusammenarbeit zu fördern. Das ist der Auftrag, zu dem die Bundeswehr laut Artikel 87

des Grundgesetzes verpflichtet ist. Dazu gehören auch Geiselnbefreiungen im Ausland, Verteidigungsaufgaben im deutschen Hoheitsgebiet sowie Hilfe in Fällen von Naturkatastrophen und schweren Unglücken, als Unterstützung ziviler Hilfskräfte.

Inzwischen ist die Bundeswehr auch eine Armee im Auslandseinsatz, mit Aufgaben wie internationaler Konfliktverhütung und Krisenbewältigung oder aktuell der Kampf gegen den internationalen Terrorismus.

Die größte Teilstreitkraft der Bundeswehr ist das Heer mit rund 61.000 Soldaten, das die Hauptlast der Auslandseinsätze trägt und den Kern der deutschen Landstreitkräfte bildet. Rund 30.000 Soldaten bilden die Luftwaffe und weitere 16.000 arbeiten für die Deutsche Marine. Im Oktober 2000 aufgestellt, ist die Streitkräftebasis (SKB) der jüngste, aber mit 43.000 Soldaten zugleich auch zweitgrößte Organi-

sationsbereich der Bundeswehr. In ihm sind Unterstützungsleistungen für die anderen Streitkräfte gebündelt, wie zum Beispiel die Aufklärung per Satellit oder den geplanten Drohnen. Die übrigen Mitarbeiter verteilen sich auf den Zentralen Sanitätsdienst und die Bereiche Umweltschutz, Infrastruktur, Ausrüstung oder Personal.

Derzeit ist die Bundeswehr an elf verschiedenen Auslandseinsätzen beteiligt. Manche davon sind durch mediale Berichterstattung stark in der öffentlichen Wahrnehmung, andere kaum. Den größten Einsatz leistete die Bundeswehr bis jetzt in Afghanistan. Seit 13 Jahren ist die Bundeswehr nun am Hindukusch stationiert. Nach Abzug des größten Truppenteils Ende 2014 sollen nun die verbliebenen rund 950 Soldaten die angemessene Ausbildung der afghanischen Sicherheitskräfte garantieren. Der größte Einsatz für humanitäre

Hilfe erteilte die Bundeswehr im Jahre 2005, als es vor der Insel Sumatra ein verheerendes Seebeben gab. Die Bundeswehr schickte rund 300 Tonnen Hilfsgüter um eine noch größere Katastrophe zu verhindern.

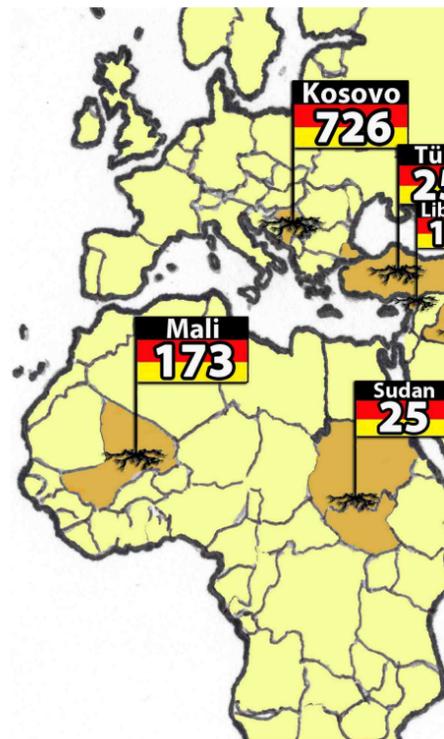
Große Gefahr geht von den psychischen Belastungen aus: Trotz Militärseelsorge und psychologischem Dienst begingen seit 1957 mehr als 3.400 Bundeswehrangehörige Suizid, die meisten davon in den 1970er Jahren. Zum Vergleich: Im Einsatz getötet wurden 3.191 Soldaten.

19 Milliarden Euro haben die Auslandseinsätze der Bundeswehr seit 1992 gekostet, das Gehalt der Soldaten nicht mitgerechnet. Von dieser Summe entfallen 7,6 Milliarden allein auf den 2002 begonnenen ISAF-Einsatz in Afghanistan. Bis 2019 soll der Verteidigungshaushalt um weitere acht Milliarden Euro aufgestockt werden.

Luise Bottin

Deutsche Soldat

Truppen



Männerdomäne

Soldatinnen haben es nicht leicht

Die Armee ist eine Männerdomäne. Da gehören noch echte Männer hin, die ordentlich rumbüllen und sich in den Schlamm schmeißen können.“ So heißt es in einem Statement eines Hauptgefreiten der Bundeswehr. Dabei ist diese schon längst nicht mehr nur eine „Männerdomäne“.

Christine N. war 19 als sie sich entschied, nach dem Abitur den Freiwilligen Wehrdienst bei der Bundeswehr zu leisten. Gründe dafür waren zum einen das Geld, zum anderen aber auch die Möglichkeit, einmal etwas ganz Neues zu machen. „Außerdem hat es mich immer schon interessiert wie es ist, Soldatin zu sein. Jetzt weiß ich es.“ Christine verpflichtete sich für mindestens sieben Monate und ist nach ihrem Freiwilligen Wehrdienst noch 25 Jahre oder mehr Reservistin und kann in Krisenzeiten beordert werden. Unterstützt wurde sie von ihrer Familie trotzdem, auch wenn diese zunächst verwundert war. „Sie haben mich immer unterstützt und fanden es auch gut, dass ich nach der Schule erstmal was vom Leben kennen lernen würde, bevor die nächste Lehran-



Immer mehr Frauen entscheiden sich für die Bundeswehr Foto: bundeswehr.de

stalt folgt. Sie meinten, ich würde dann selbstständiger und nicht mehr so lange schlafen.“ Anders als viele andere Soldatinnen hat Christine bei der Bundeswehr keine Diskriminierung erlebt. In ihrem „Zug“ waren 60 Soldaten, darunter jedoch lediglich neun Frauen. Diese Zahl kann variieren und in anderen „Zügen“ können sich auch mehr Frauen befinden. „Man hört oft Horrorstories von Belästigungen und Beleidigungen durch die männlichen Kameraden, aber glücklicherweise habe ich etwas Derartiges nie erleben müssen,“ erklärt Christine. Dennoch stellt sexuelle Belästigung,

besonders von Frauen, aber auch von Homosexuellen, bei der Bundeswehr ein großes Problem dar. Mehr als die Hälfte von 6.000 befragten Soldatinnen gaben in einer Studie des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr von 2013 an, schon verschiedenen Formen von Belästigung ausgesetzt gewesen zu sein. Das waren zum einen „nur“ anzügliche Witze, jeder Vierten wurden pornografische Bilder gezeigt. Drei Prozent erlebten gar sexuellen Missbrauch. Eine Studie von 2005/2008 zeigt, dass es damals sogar knapp fünf Prozent waren.

Im Vergleich mit anderen, nicht staatlichen Arbeitgebern, sei diese Zahl laut dem Leiter der Studie Gerhard Kümmel aber „kein überdramatisches Problem“. Von den rund 6.000 Soldaten in der Studie war fast ein Drittel der Meinung, die Soldatinnen täten einen schlechteren Dienst, 32 Prozent waren überzeugt, Frauen würden bevorzugt behandelt werden. Christine erzählt von einem ähnlichen Beispiel: „Unsere Ausbilder wollten immer, dass die Jungs schwere Sachen tragen, gerne begleitet von ironischen Kommentaren der Kameraden. Eine klare Bevorzugung, aber nicht wirklich brisant.“ Ansonsten gäbe es eigentlich keine geschlechtsspezifische Behandlung. „Bei den Kameraden macht man sich beliebt, wenn man es selbst schafft, seinen Rucksack ein paar Kilometer zu tragen, auch wenn es schmerzt.“

Von insgesamt knapp 180.000 Soldaten sind lediglich rund 19.000 Frauen. Das liegt sicher auch daran, dass Frauen erst seit 2001 zugelassen sind und der Beruf Soldatin sich schlecht mit einem geregelten Familienleben vereinbaren lässt. Es kann durch-

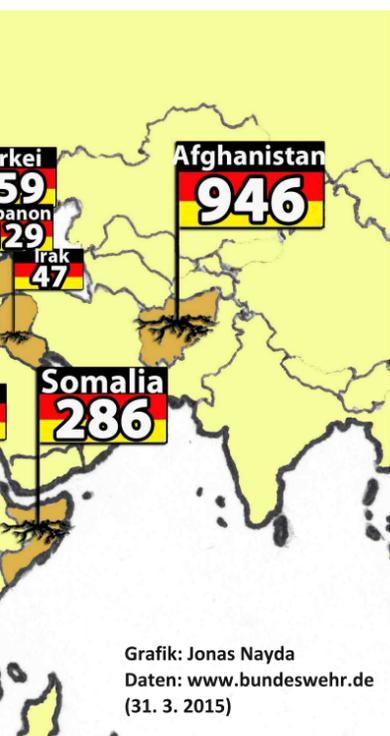
aus vorkommen, dass alle paar Jahre Versetzungen an einen anderen Ort anstehen, was den Beruf für Frauen eher unattraktiv macht. „Wenn man Karriere machen will, muss man sich natürlich durchsetzen können. Aber ich denke, das ist auch außerhalb der Bundeswehr so.“ Zum Thema, wie sich Familienleben mit dem Beruf der Soldatin vereinbaren lässt, hat Christine eine klare Meinung: „Es ist echt schwer mit Familie, und auch wenn sich viele immer über Frau von der Leyens ‚Kasernenkita-Politik‘ lustig machen, würde ich sagen, dass der Schritt zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf gerade in der Armee dringend nötig war und ist.“

Angestrebt ist das Erreichen eines Frauenanteils von 15 Prozent im Truppendienst, im Sanitätsdienst sind es sogar 50 Prozent. Christine studiert heute evangelische Theologie auf Pfarramt. Trotzdem möchte sie die Zeit bei der Bundeswehr nicht missen: „Ich habe für mein weiteres Leben gelernt, dass ich mehr kann als ich je geahnt hätte. Ohne Anstrengung geht es allerdings nicht.“ Vanessa Gregor

DIE SWEHR

Ein Einsatz im Ausland

Stärke



Wer sich bei der Bundeswehr verpflichtet, wird mit großer Wahrscheinlichkeit auch eine Zeit lang in Krisengebieten im Ausland verbringen. Viele Soldaten im Auslandseinsatz, ob in Afghanistan oder in Somalia, sind dort einer hohen Belastung ausgesetzt, oftmals erleben sie traumatische Situationen.

Im letzten Jahr wurden, nach Angaben der Bundeswehr, 431 Soldaten wegen einer posttraumatischen Belastungsstörung behandelt. 204 davon waren Neuerkrankungen, 55 mehr als noch 2013.

Laut einer Studie der Psychologin Sabine Schönfeld und Hans-Ulrich Wittchen von der TU Dresden erlitten rund 50 Prozent der untersuchten Soldatinnen und Soldaten im Auslandseinsatz mindestens ein traumatisches Erlebnis, wobei die Truppen in der afghanischen Provinz Kunduz fast doppelt so oft betroffen waren

wie an anderen Orten eingesetzte Soldaten. Insgesamt ist die Zahl der Soldaten mit einer diagnostizierten posttraumatischen Belastungsstörung jedoch niedriger als erwartet, auch wenn von einer höheren Dunkelziffer ausgegangen wird.

Kennzeichnend für eine posttraumatische Belastungsstörung ist die immer wiederkehrende, belastende Erinnerung an das Trauma, wie zum Beispiel eine Kampf-, Verletzungs- und sogar Todeskonfrontation. Die Betroffenen durchleben, in Gedanken oder Gefühlen, die Situation immer wieder ungewollt. Sogar kleinste Einflüsse, wie ein Geräusch oder ein Bild reichen aus, um das traumatische Geschehen wieder aufleben zu lassen. Oftmals zeigt sich eine Erkrankung erst Jahre nach dem Ereignis. Posttraumatische Belastungsstörungen beeinträchtigen das Leben und die Psyche der Soldaten nachhaltig, oft haben auch die Fa-

milien der Erkrankten unter dem Trauma zu leiden. Oberbootsmann und Sanitätsmeister Alexander Friedrich erzählt auf der Internetseite der Bundeswehr, wie er sein Trauma erlitt und vor allem, wie er es heute verarbeitet.

Friedrich war 2009 bei seinem letzten Einsatz an einer Search-and-Rescue-Aktion vor der Küste des Libanons beteiligt, als dort der Frachter „Danny F II“ sank. Er rettete an diesem Tag zusammen mit seinen Kollegen 14 Überlebende mit dem Minenjagdboot „Laboe“ und barg noch fünf Tote. Kurze Zeit später stürzte bei Beirut ein äthiopisches Passagierflugzeug ab und mit ihm rund 90 Menschen ins Meer. Friedrich und seine Crew werden erneut um Hilfe gebeten, doch dieses Mal bergen sie nur Tote, auch mehrere Kinder. Die Leiche eines dreijährigen Mädchens blieb an seinem Bootshaken hängen, die Gedärme muss er später abwickeln.

„Ich bekam vor allem die toten Kinder nicht aus dem Kopf.“ Nach dem Einsatz ging es Friedrich zunächst mutmaßlich gut. „Man kann die Verwundung ja nicht sehen“, sagt er. Doch bald wird er schnell zornig und lässt es vor allem seine Freundin spüren. „Ich habe mich völlig daneben benommen, bis die Beziehung darunter litt“, gesteht der 32-Jährige heute. Bis seine Freundin ihm das Ultimatum stellte und er sich Hilfe sucht.

Hilfe bekommen traumatisierte Soldaten an verschiedenen Stellen, zum Beispiel bietet das Traumazentrum in Berlin eine kostenfreie Hotline an, die rund um die Uhr erreichbar ist. Klar geregelte Tagesabläufe, psychologische Beratungen und Gruppentherapien sollen Friedrich und anderen Patienten helfen, ihre Traumata zu verarbeiten und mit den Belastungen umzugehen.

Vanessa Gregor

Bilder im Kopf

Heimkehrer leiden oftmals an posttraumatischer Belastungsstörung

„Nach der Albumproduktion ist vor der Tour“

Mrs. Greenbird macht „Singersongwritercountryfolkpop“-Musik

Sarah Nücken und Steffen Brückner machen als Duo „Mrs. Greenbird“ vor allem Gute-Laune-Musik. Im Gespräch mit student!-Autorin Britt-Marie Läkämper sprachen sie über ihr Album „Postcards“, Chartplatzierungen und tote Papageien.

student!: Seit Mitte März seid ihr in Deutschland mit eurem zweiten Album „Postcards“ auf Tour. Was erwartet ihr noch von den nächsten Monaten?

Sarah: Wir erwarten auf jeden Fall ganz viel Spannung, Überraschungen, Spaß und Spiel. Man kann überhaupt nicht sagen, was passiert. Wir freuen uns darauf, mit unserer Band und dem Publikum Spaß zu haben und wieder zu reisen und zu spielen. Nach der Tour kommen noch einige Sommerkonzerte, es wird auf jeden Fall nicht langweilig und uns erwartet eine tolle Zeit.

student!: Wenn man sich eure Biografien anguckt, begleitet euch Musik durchs ganze Leben – was bedeutet Musik für euch?

Sarah: Musik bedeutet uns alles, sie begleitet uns überall hin und wir tragen sie mit. Wir denken an sie, wenn wir sie nicht gerade machen und ein Leben ohne Musik kann ich mir nicht vorstellen.

Steffen: Musik hat natürlich auch für mich einen großen Stellenwert, Musik zu machen, zu entdecken, zu hören. Es gibt glaube ich keinen Tag, an dem ich nichts mit Musik mache.

student!: Wie ist denn der Bandname „Mrs. Greenbird“ zustande gekommen?

Sarah: Es war so, dass wir erst keinen wirklichen Bandnamen hatten und unter ständig wechselnden Namen aufgetreten sind. Wir kamen von einem Festival-Gig nach Hause, bei dem wir als „Sarah und



Mitte März war Mrs. Greenbird im Leipziger Felsenkeller zu Gast

Foto: Mrs. Greenbird

Steffen“ aufgetreten waren, und da lag vor unserer Tür ein kleiner, süßer, grüner Papagei im Sterben – da halfen auch unsere Wiederbelebungsversuche nicht. Der Vogel hat uns im Sterben dann zugeflüstert, dass wir uns doch bitte nach ihm benennen sollen. Den Papagei haben wir dann in unserem Vorgarten beerdigt. Seitdem treten wir unter dem Namen „Mrs. Greenbird“ auf.

student!: 2013 stand euer Debütalbum „Mrs. Greenbird“ 23 Wochen auf Platz eins der deutschen Albumcharts, das zweite Album „Postcards“ konnte daran nicht anknüpfen – sind euch diese Platzierungen persönlich wichtig?

Sarah: Nein. Eigentlich gar nicht. Das ist wichtig für Plattenfirmen und Menschen, die wirklich im Musikbusiness sind. Aber wir machen Musik, weil wir das lieben und weil das unser Traum ist. Wir

wollen Menschen berühren. Wir haben uns am Anfang gesagt, wir machen das solange wir noch mindestens eine Person im Publikum berühren. Und ob da jetzt eine Eins steht oder etwas Anderes, ist uns eigentlich schnuppe.

student!: Der Stil eurer Musik klingt ein bisschen nach Singer und Songwriter, ähnlich wie John Mayer nur mit weiblicher Stimme. Wie würdet ihr das denn selbst beschreiben?

Steffen: Unseren Stil haben wir mal unter dem Begriff „Singersongwritercountryfolkpop“ zusammengefasst, weil wir gemerkt haben, dass die Leute immer sehr gerne Schubladen haben, in die sie alles reinstecken können. Und da haben wir uns unsere eigene Schublade geschaffen!

student!: Wie ist denn das neue Album „Postcards“ entstanden?

Steffen: Nach unserer ersten Tour hatten wir wieder unglaublich viel, dass wir erzählen wollten. Ende 2013 haben wir uns hingesetzt und angefangen Songs zu schreiben. Durch einen Zufall haben wir unseren Produzent kennengelernt, der in Nashville beheimatet ist, haben kurzerhand unsere Koffer gepackt und dann dort das neue Album aufgenommen.

student!: „Postcards“ wurde im legendären RCA Studio A in Nashville aufgenommen – wie war das für euch?

Sarah: Wir haben das bis heute noch nicht richtig verarbeitet und werden das nie vergessen. In diesem Raum zu sein hatte etwas Magisches und es liegt ein Zauber in der Luft, der alle angesteckt hat.

student!: Dem Klang eurer Musik wohnt ja auch etwas Magisches

inne – wer schreibt denn eure Songs?

Sarah: Das machen wir zusammen – erst ein wenig jeder für sich und dann gemeinsam. Und da sind wir ähnlich wie bei den Musikvideos zu unseren Singles mit vollem Einsatz und Herzblut dabei!

student!: Apropos Herzblut: Ihr seid sowohl beruflich als auch privat ein Paar, ist das manchmal nicht hinderlich?

Sarah: Eigentlich überwiegt das Schöne. Musikmachen ist toll, das Business drumherum nicht immer und es ist gut, das zusammen zu durchleben. Dass man das Lampenfieber teilen kann, zusammen reisen kann und dadurch auch viel Zeit miteinander verbringen kann. Anders wäre das wahrscheinlich nicht so.

student!: Von der Musikstadt Nashville in die Musikstadt Leipzig – seid ihr schon mal hier gewesen?

Steffen: Ja, natürlich! Zuletzt 2013 als wir im Vorprogramm von Katie Melua im Gewandhaus gespielt haben. Und ich kenne die Karaoke-Bar „Zum Kakadu“, da bin ich mal eines Abends gelandet.

Sarah: Leipzig ist wunderschön, ich könnte mir sogar vorstellen hier zu leben – die vielen schönen Altbauten, mit Dielenböden.

Steffen: Wenn's für Goethe gut genug war, wird es für uns wohl auch reichen.

student!: Warum sollte man denn unbedingt mal auf einem eurer Konzerte gewesen sein?

Steffen: Weil wir auf jeden Fall mit dem Publikum eine unvergleichliche Stimmung erzeugen und jeder, der nicht da ist, verpasst etwas. Vor allem verpassen wir aber ihn, den wir dann nicht kennenlernen können.

Nerdiges Vergnügen

„The Big-Bang-Theorie – Das geniale Spiel“ soll nicht nur Fans Spaß machen

Konservierte Schneeflocken, Sheldons Platz und der Kileroboter M.O.N.T.E. sollen für Fans der Erfolgsfernsehshow „The Big Bang Theorie“ bekannte Begriffe sein. Im neuesten Kartenspiel zur Serie geht es darum, diese und weitere Objekte der Begierde zu erbeuten. Mit Anekdoten aus der Sitcom und den Hauptcharakteren soll das Spiel sowohl Fans, als auch Unkundigen Spaß machen, da es kein Serienwissen voraussetzt. Also probieren wir es aus. Wir spielen „das geniale Spiel“ zu viert, zwei kennen die Serie und zwei nicht. Das erste Problem taucht aber schon auf, als der Startspieler bestimmt werden soll. Dieser soll sein, wer das „Katzentanzlied“ am schönsten vorsingen kann. Da niemand von uns das Lied komplett beherrscht, bestimmen wir kurzerhand den Jüngsten zum ersten Startspieler.

Ziel des Spieles ist es, die meisten Punkte durch so genannte

„Haben will“-Karten – wohl die etwas unglückliche Übersetzung von „must have“ – zu ergattern. Diese Karten zeigen und benennen die Gegenstände und Ereignisse aus der Serie, auf die gespielt wird, und sind unterschiedlich viele Punkte wert. Jeder Spieler erhält zusätzlich ein Set aus 15 Handkarten, diese sind mit Werten von zwei bis sieben Punkten versehen und es gibt sie in drei verschiedenen Farben. Damit kann auf die drei jeweils gerade ausliegenden „Haben will“-Karten der jeweils selben Farben gespielt werden. Wer am Ende die meisten Punkte einer Farbe erreicht hat, bekommt die jeweilige „Haben will“-Karte. Das besondere an den meisten der Handkarten ist, dass sie in zwei Farben gestaltet sind und so beispielsweise als blaue drei oder rote fünf gespielt werden können. So weit, so simpel.

Dazu erhält allerdings jeder Spieler zwei „Paradoxon“-Plätt-

chen. Letztere sollen dafür sorgen, dass jeder, der bestimmte Karten ausspielt, dafür mehr oder weniger Punkte bekommt oder Farbbedeutungen ausgetauscht werden. Das erscheint beim Lesen der Anleitung noch unsinnig, lässt sich jedoch beim Spielen zum großen Teil schnell nachvollziehen. Nachdem zwei der Spieler auf die ausliegende rote „Haben will“-Karte mit den vier Punkten gespielt haben, bekommt sie aber keiner von ihnen, sondern der dritte, der eigentlich auf die grüne Karte, die nur zwei Punkte bringt, gespielt hat. Denn er hat zu Beginn der Runde das „Paradoxon“-Plättchen gespielt, das rot und grün miteinander vertauscht. Das sorgt für regelmäßige Proteste der Mitspieler, die sich ihrer „Haben will“-Karte schon so sicher waren, macht aber auch mehr Spaß als nur stur auf eine bestimmte Farbe zu spielen.

Trotzdem bleibt der Einsatz der „Paradoxon“-Plättchen knifflig,

obwohl die Aufdrucke eigentlich selbsterklärend sein sollten, müssen wir öfter nachschauen, was mit den Kärtchen erreicht werden kann. Außerdem haben vor allem die Nichtkenner der Serie ihre Schwierigkeiten mit dem Erkennungswert der Charaktere. Sie verwechseln schon mal Leonard mit Howard oder Penny mit Bernadette und spielen deshalb unsinnige „Paradoxon“-Plättchen für Charaktere, die sie gar nicht auf der Hand haben. Außerdem gilt ein Plättchen immer für eine volle Runde, muss allerdings bereits im Vorhinein gespielt werden. Zwischendurch dürfen keine Plättchen mehr gespielt oder zurückgenommen werden. Es kann passieren, dass das Kärtchen am Ende der Runde gar nichts mehr nützt oder sich sogar kontraproduktiv auswirkt. Oftmals werden die Spielrunden dadurch gar nicht so „paradox“, wie die Erfinder des Spiels es vielleicht intendiert ha-

ben. Als wir die Variante versuchen, in jeder Runde ein zufällig gezogenes „Paradoxon“-Plättchen einzusetzen, ist der Verwirrungseffekt aber für alle Beteiligten deutlich wirkungsvoller.

Abgesehen von kleinen Insider-Gags, wie dass der Inder Raj keine Frau findet und diversen „Geek“-Artikeln ist das Spiel ziemlich unabhängig von der Sitcom und hätte vermutlich auch mit den Gesichtern und Gegenständen beinahe jeder anderen Serie funktioniert. Echte Spielernerd könnten deswegen von der fehlenden Tiefe enttäuscht sein. Das tut dem insgesamt positiven Spielerlebnis aber keinen Abbruch. Insgesamt ist es ein leicht erlernbares und kurzweiliges Partyspiel, das seinen Weg ruhig öfter auf den Spieletisch finden darf.

Anne Uhlig

Im Kosmos-Verlag erschienen, 12,99 Euro.

Tram, Musik, Theater und „Spitfire“

student!-Reisereihe: Alexandria – Stadt mit kosmopolitischer Vergangenheit

Vom Hauptbahnhof in Kairo gelangt man mit dem Zug in drei bis vier Stunden nach Alexandria. Eine andere Möglichkeit dafür bieten die Busse und Mashruas, Minibusse. Allerdings benötigen diese allein im günstigsten Fall 30 Minuten um sich durch den Stau in Richtung Stadtausgang zu quälen. Die Strecke zwischen den beiden Städten per Bus führt über die Desert Road. Mit dem Zug erreicht man die Bahnhöfe Sidi Gaber und Mahattat Masr in Alexandria, wo tagtäglich geschäftiges Treiben herrscht. Die Stadt ist in Bezirke unterteilt, die einerseits wie an einer Schnur parallel zum Meer, der Straßenbahnlinie und den zwei Hauptstraßen liegen, aber auch viele verwinkelte Gässchen beherbergen.

Wer sich innerhalb der Stadt mit der Straßenbahn fortbewegen möchte, sollte viel Zeit mitbringen. Meine erste Fahrt von Kafre Abdou nach Mahattat Raml bis in die „Innenstadt“ – streng genommen hat Alexandria mehr als ein Zentrum – bringt einige Überraschungen mit sich. An der Haltestelle suche ich zunächst den Fahrplan. Erfolglos versuche ich die Fahrzeiten von einem Kioskbesitzer in Erfahrung zu bringen und wo man die Tickets kaufen könne. Mit gebrochenem Hocharabisch kann ich mich allerdings nur mäßig verständigen und mein Gesprächspartner bietet mir Cola und Chips an. Begeistert winkt er mich in seinen Laden von der Größe einer Besenkammer, Umstehende verfolgen gespannt das Geschehen und einige versuchen zu vermitteln. Die Ankunft der



Alternative Kunstszene in Ägypten

Foto: Mona Feise

Straßenbahn erlöst mich aus meiner Lage. Unsicher steige ich ein und begreife, dass man die Karten direkt bei einer Art Schaffner kaufen muss, für einen halben Ginee, circa sieben Cent. Zufällig bin ich ganz vorne im Frauenabteil gelandet.

Von Kafre Abdou fahre ich durch mehrere Bezirke bis zur Endhaltestelle der Linie Mahattat Raml. Einer von diesen Bezirken ist Ibrahimiyya, bekannt für seine Märkte mit einem reichhaltigen Angebot an Meeresfrüchten, Fleisch, Obst und Gemüse sowie Gewürzen. In diesem Stadtteil wohnen fast nur Ägypter, wohingegen sich in Kafre Abdou, Raml, Sporting oder Mansheya auch einige Ausländer niedergelassen haben. Einer der ältesten Stadtteile, Kom el Dekka, ist bekannt für die jährliche Ausrichtung des Said Darwish Festivals. Der Sänger und Komponist Said Darwish wird als Vater der ägyptischen Volksmusik verehrt. Der größte

Büchermarkt, auf dem man auch alte Zeitschriften erstehen kann, befindet sich in der Rue Nabi Dnial im Zentrum Alexandrias.

Gesehen haben muss man natürlich auch die berühmte Bibliotheca Alexandrina, die Ausstellungen und Musikveranstaltungen im Programm hat, vor allem aber durch die wachsende alternative Kunst- und Musikszene beeindruckt. „Gudran for Art and Development“ ist eine lokale Non-Governmental Organisation, die Film-, Musik- und Literaturveranstaltungen abhält und verschiedene Workshops anbietet. Sie verfügt über mehrere „Art Spaces“. So können in „El Cabina“ Musiker proben, es gibt Musikunterricht, Literaturveranstaltungen und Konzerte. In Wekalat Behna finden Ausstellungen und Film screenings sowie Workshops statt. „El Dokan“ wiederum ist eine zum Studio umgebaute Garage im Hinterhof einer zentralen Verkaufstraße in Mansheya Falls. Wer im

Juni oder Juli in Alexandria unterwegs ist, sollte sich nach „Oufuqy“ erkundigen, einem vielseitigen Musikfestival. Zudem bin ich beeindruckt von dem interdisziplinären Festival „Nassim El Raqs“, welches seit 2011 jährlich organisiert wird. Das Konzept ist, öffentliche Räume und Plätze für künstlerische Entfaltung zu „erobieren“ und Kunst auf die Straße zu bringen. Das Projekt „Theater is a must“, verfolgt ein Konzept, in dem ägyptische Schauspieler Werke vor einem heterogenen Publikum inszenieren. Wer sich für die wachsende Comicszene Ägyptens interessiert, sollte beim Verlagshaus Art Fabrica vorbeischaun.

Für das leibliche Wohl finden sich traditionelle Foul-Sandwiches, ein Ägyptisches Brot mit gebackenen Bohnen und Falafel an jeder Ecke. Besonders gut finde ich Mohammed Ahmed, das berühmteste und gleichzeitig sehr günstige Foul-Restaurant in Alexandria. Abends sitze ich in dem Café El Horreya in Mansheya. Nicht ganz so groß ist die Auswahl der Abendgestaltung, wenn man etwas Alkoholisches trinken und tanzen gehen möchte. Im „Spitfire“ kann man zwar nicht tanzen, verpassen sollte man die schrullig anmutende Kneipe aber auf keinen Fall. Bei 70er-Jahre-Rockmusik kann man sein Stella, eine ägyptische Biermarke, genießen und eine Cleopatra (ägyptische Zigaretten) rauchen. Alexandria hat mehr zu bieten als hervorragende Fischrestaurants und Pharaonenschätze und ich kann jedem Ägypten-Reisenden nur empfehlen, diese Stadt in Ruhe zu erkunden.

Mona Feise

Farbenspiele

Besuch der Paul Klee Ausstellung im Museum der bildenden Künste

Der Tag ist wie gemalt, um mit einem Eis im Park zu verweilen. Doch auch an einem sonnigen Frühlingstag lohnt es sich die Paul Klee Ausstellung im Museum der bildenden Künste zu besuchen. Auch dort lässt sich die Kraft des Lichtes bewundern. Zu sehen sind Werke des Konstruktivistischen Klee, die er selbst als unverkäufliche „Sonderklasse“ klassifiziert hat und die jahrelang dem Kunstmarkt entzogen waren. Erstmals ist eine Auswahl dieser Werke in Leipzig und Bern zu sehen.

Paul Klee wurde 1879 in Bern geboren und studierte Malerei in München. Erst unterrichtete er an der Weimarer Bauhaus-Schule, welche von ihrer Vision der Verbindung von Kunst und Handwerk geprägt war. Ab 1925 stellte er dann unter anderem mit dem Expressionisten Walter Kandinsky seine Werke auch in den USA aus. Inspiration erhielt er auch immer wieder aus Reisen nach Nordafrika. Klee immigrierte in die Schweiz, nachdem die Nazis ihn 1933 zu einem „entarteten Künstler“ erklärten. Er starb 1940 in Bern.

In der Ausstellung sind besonders eindrucksvolle Aquarelle zu sehen, welche in Kombination mit Feder, Bleistift oder Kreideverzierungen auf Papier, Karton oder auch Jute aufgetragen wurden. Paul Klees Anspruch war es seine Werke in die Lage zu versetzen mit Hilfe von Farbe, Formen und Linien zu kommunizieren. Er selbst sagte: „Ich will die Wirklichkeit durch die Malerei sichtbar machen.“ Seine Vision lässt sich in fabelhafter Manier in der ausgestellten Kunstsammlung nachvollziehen. Viele seiner gezeichneten Landschaften und Menschen erscheinen auf ihren geometrischen Kern reduziert. Gerade die Abbildungen von Menschen vermögen es den wahren Kern des Humanen freizulegen. Ideale konventioneller Ästhetik und Schönheit werden nicht befriedigt. Stattdessen gewährt uns der Künstler ein Blick hinter die Fassade und Maskenhafte der menschlichen Komödie, indem er aus geometrischen Formen Fratzen konstruiert. Diese Fratzen sagen aber mehr über den Charakter und die Gefühlswelt eines Menschen aus als ein perfekt geformtes Gesicht. Und in dieser



Die Fuge von Paul Klee

Foto: Mdbk

Wahrheit liegt die Schönheit verborgen. Besonders erstaunlich wirkt auf mich in diesem Zusammenhang die aquarellierte Lithografie „Die Sängerin der komischen Oper“, aus dem Jahr 1925. Der Glanz dieser früheren Operndiva ist bereits vergangen, dennoch trägt sie die Makel der Zeit mit Würde.

In der Ausstellung sind ebenso Dokumente Klees früherer Galeristen Alfred Flechtheim und Hans Goltz zu sehen, sowie ein Dokumentarfilm von ARTE über das Leben und Wirken Paul Klees. Und

so kann man auch fernab des bunten Treibens in den Parks der Stadt einen farbenfrohen Nachmittag erleben, wenn man sich ganz der Kunst Paul Klees anvertraut, der Folgende in sein Tagebuch notierte: „Die Farbe hat mich. Ich brauche nicht nach ihr zu haschen. Sie hat mich für immer, ich weiß das. Das ist der glücklichen Stunde Sinn: Ich und die Farbe sind eins. Ich bin Maler.“

Alexander Sinoviev

Die Ausstellung ist bis zum 25. Mai zu sehen.

Kostprobe



Foto: C. Bertelsmann

Schuldfrage

Die 17-Jährige Hebron hatte es bisher nicht leicht. Nicht nur, dass sie heißt wie eine Stadt im Westjordanland. Sie ist auch noch ohne Vater in einem zugigen Fachwerkhäus mit Feministinnen und Hippies in der Eifel aufgewachsen. In dem Buch „Schuld war Elvis“ erzählt die Leipziger Autorin Rebecca Maria Salentin Hebrons Geschichte und die ihrer ganzen Familie. Elvis kann im Grunde gar nichts dafür. Der Sänger kommt zwar indirekt im Roman vor, hat aber wirklich nichts mit den schwierigen Lebensumständen des Mädchens mit dem seltsamen Namen zu tun. Woran Elvis Schuld hat, wird im Buch natürlich trotzdem verraten.

Hebron ist die älteste Tochter von Meggy, die ihrerseits aus einer Großfamilie stammt. Meggy hält nicht viel von Verhütung, hat aber gleichzeitig Pech mit Männern, was dazu führt dass ihre fünf Kinder am Ende alle verschiedene Väter haben – außer ihre Zwillinge natürlich. Um über die Runden zu kommen, arbeitet Meggy hart, weshalb ihre älteste Tochter schon früh viel Verantwortung übernehmen muss.

Die Autorin holt in ihrer Erzählung von Anfang an immer wieder weit aus und rollt die Geschichte mehr oder weniger von hinten auf. So ist Hebrons Suche nach ihrem Vater in Israel eigentlich das Ende der Geschichte, wird aber schon vorher mehrfach angesprochen. Jedes Mitglied von Hebrons Familie bekommt dabei seine eigenen Anekdoten, erlebt im Laufe der Jahre interessante, lustige aber auch traurige Dinge. Und die Familie ist riesig. Der ganze Clan wirkt chaotisch und unübersichtlich. Dabei geht Hebrons Rolle als Hauptfigur teilweise etwas unter. Glücklicherweise gibt es auf den letzten Seiten ein Namensregister, was den Überblick erleichtern dürfte.

Die Erzählweise ist sympathisch, voller Witz und mit großer Tragik. Immer wieder beweist die Autorin einen beinahe makaberen Humor. Durch die häufigen Sprünge muss man schon ein recht gutes Gedächtnis haben um bei all den Charakteren und Handlungssträngen weder den Überblick noch den Faden zu verlieren. Schön ist aber, dass die losen Enden des roten Fadens immer wieder aufgegriffen werden. Wie zum Beispiel die Legende vom dreibeinigen Reh.

Anne Uhlig

Im Bertelsmannverlag erschienen, 19,99 Euro. Außerdem findet ihr auf www.student-leipzig.de ein Interview mit der Autorin.

Pegidas Psyche

Leipziger Forscher über Demonstrationen und rechte Einstellungen

Die Pegidabewegung und ihre Ableger haben bereits viele Forscher beschäftigt. Neben soziologischen und politikwissenschaftlichen Ansätzen lassen sich diese Phänomene aber auch psychologisch erklären.

Philipp Jugert vom Institut für Psychologie der Universität Leipzig beschäftigt sich mit Gruppenprozessen, sozialem Engagement und politischer Partizipation. Für ihn existieren vor allem drei Faktoren, die das Entstehen von Demonstrationen erklären sollen: Wut, Gruppenidentifikation und das Gefühl, etwas bewegen zu können.

Wut über die herrschenden Verhältnisse und das Gefühl, dass es nicht gerecht zugeht, fungieren als Katalysatoren für die Gründung einer politischen Gruppe. Wichtig ist dann die Identifikation mit derselben. „Zu der Wut kann auch ein diffuses Bedrohungsgefühl hinzukommen“, schildert Jugert. Gerade bei der Pegidagruppe ließen sich womöglich wirtschaftliche Abstiegssängste und Furcht vor terroristischen Anschlägen konstatieren, welche die Teilnehmer zur Demonstration motivieren.

Vor allem der Islam und der scheinbar unregulierte Zuzug von Asylsuchenden wird als problematisch angesehen, obwohl in Sachsen nur wenige Ausländer wohnen. Ende 2012 lag die Ausländerquote bei 2,2 Prozent.

Jugert erklärt diese Diskrepanz mit der sogenannten „Kontakt-



Legida-Demonstrationszug in den Straßen von Leipzig

Foto: Mehmet Dogan

theorie“: „Wenn man keinen Kontakt zu Ausländern hat, entwickelt man ihnen gegenüber eher Vorurteile, als dort wo man regelmäßig Kontakt zu Migranten hat.“ Zudem habe das Treffen mit Gleichgesinnten eine selbstwertsteigernde Funktion, vor allem wenn man sich im Verhältnis zu anderen Gruppen, wie Gegendemonstranten, abgrenzen kann. In einer als

bedrohlich empfundenen Welt, böte eine solche Gruppe Sicherheit.

Neben der Wut und der Identifikation spielt als dritter Faktor das Gefühl, etwas bewegen zu können, eine entscheidende Rolle. Das große Medienecho und die Gesprächsangebote einiger Politiker haben sicher dazu beigetragen, dass viele in der Pegida-

gruppe das Gefühl haben, etwas bewegen zu können.

Zum Leipziger Ableger Legida kommen nicht mehr so viele Menschen wie noch zu Beginn. Für Jugert hat dies vor allem pragmatische Gründe: „Jeder Demonstrant stellt sich die Frage, wie hoch die Kosten einer Teilnahme sein können. Einige schreckt das schlechte Wetter ab, während andere von der aggressiveren Stimmung bei den Demonstrationen in Leipzig ferngehalten werden.“

Für Pegida ist es zudem wichtig sich von „Nazis“ abzugrenzen. Da die Bewegung auch für die Mitte der Gesellschaft glaubwürdig sein will, muss man sich nach rechts abgrenzen. In Dresden möchte Pegida einen eigenen Kandidaten für das Amt des Oberbürgermeisters aufstellen und man nimmt an, dass man mit reinen rechtsradikalen Parolen die Bürger abschrecken würde. Eben für diese Mitte der Gesellschaft hat sich eine Studie der Universität Leipzig interessiert. Seit 2002 werden Erhebungen zu rechtsextremen Einstellungen in Dresden ausgeführt. In dieser Studie wurde „in allen Bevölkerungsgruppen eine rechtsextreme Einstellung nachgewiesen.“ Allerdings ist der Anteil der Leute „mit einem geschlossenen rechtsextremen Weltbild“, erheblich gesunken. Von fast zehn Prozent im Jahr 2002 auf gut fünf Prozent im Jahr 2014. Psychologe Oliver Decker sieht einen Zusammenhang mit

der guten ökonomischen Lage in Deutschland: „Dabei wissen wir schon seit Jahren um den engen Zusammenhang von Wirtschaft und politischer Einstellung. Jetzt ist auch der Kontrast zu allen anderen Ländern in Europa sehr groß: Das stabilisiert die Mitte der Gesellschaft“, so Decker.

Die Studie zeigt, dass Abiturienten deutlich weniger rechtsextremen Aussagen zugestimmt haben. Wähler aller Parteien haben ausländerfeindliche Ansichten. „Es fällt allerdings auf, dass die stärkste Anziehungskraft bei den Wählern mit einer ausländerfeindlichen, antisemitischen und chauvinistischen Einstellung neben den rechtsextremen Parteien die AfD hat“, so der Sozialwissenschaftler und Mitgestalter der Studie Johannes Kiess.

Zudem wird ein deutliches Ost-West-Gefälle in Sachen Fremdenfeindlichkeit und Chauvinismus aufgezeigt. Etwa 30 Prozent der Teilnehmer im Osten waren der Meinung, dass Deutschland sich wieder „Macht und Geltung“ verschaffen müsse, während im Westen nur 19,5 Prozent dieser Ansicht waren.

Ob Pegidas Versuch, weiter in die „Mitte“ der Gesellschaft vorzudringen, erfolgreich sein wird, muss abgewartet werden. Allerdings teilt diese „Mitte“ Pegidas Ressentiments gegenüber Ausländern im großen Maße.

Alexander Sinoviev

Wenn der Friseurbesuch zur Diskussion über Legida wird

student!-Redakteure schildern persönliche Erfahrungen

Antisemitismus, Ausländerfeindlichkeit und Rechtsextremismus sind in Leipzig seit Anfang des Jahres Dauerthema. Derweil hat jeder eine Meinung zu den „Leipzigern gegen die Islamisierung des Abendlandes“ und viele haben sogar persönliche Erfahrungen mit dem Pegida-Ableger gemacht. Unsere Redakteure Britt-Marie Lakämper und René Loch berichten, wie ihnen die Legida-Atmosphäre auf das Gemüt schlägt.

Es ist Montagabend, ich gucke auf die Uhr, halb elf. Von draußen höre ich das Knattern eines Helikopters. Ob es einer der Polizei ist, die das Geschehen, das längst vorbei ist, aus der Luft überwacht oder ein Kamerateam, das seine letzten Aufnahmen macht, lässt sich nicht erkennen.

Die mediale Aufmerksamkeit für Legida schrumpft und auch das Interesse in meinem Bekanntenkreis hat nachgelassen: Während wir am Anfang hochmotiviert an den Gegendemonstrationen teilgenommen haben, ist nun Ernüchterung, beinahe Faulheit, eingetreten. Vielleicht aber auch nur die Einsicht, dass ein „Trend“ schneller vorbei ist, wenn man ihn ignoriert. Legida löste ein Wachrütteln aus, das bis zu meinen

Freunden und mir reicht: Man geht sensibler mit der Thematik der Integration von Migranten um, distanziert sich klar von Legida und versucht im eigenen Umfeld zu forschen.

Wie geht die muslimische Familie im Stockwerk unter mir mit der Situation um? Was erfährt meine Verwandtschaft, weit entfernt in Köln und Hamburg, über die wöchentlichen Abendspaziergänge?

Die Massenmedien transportieren ein Bild, welches sich hier in Leipzig nicht ausschließlich zeigt. Das Einzige, wofür sich meine Großmütter, Großtanten und sogar Eltern interessieren zu scheinen, sind die Ausschreitungen, die bei den ersten Veranstaltungen zu beobachten waren.

Doch ist das Selbstverschulden? Solange die Vorkommnisse medial auf den Gewaltpunkt reduziert werden, Sendezeit dazu genutzt wird, einzelne Gewalttäter auf beiden Seiten bei ihren Taten zu zeigen, kann beim Zuschauer gar nichts Anderes hängen bleiben.

Was sich in meinem Umfeld konkret geändert hat? Leipzig, die weltoffene Messestadt, wird als Sammelbecken für Rechtsextreme und als Bühne der Gewalt wahrgenommen. So sieht das meine Verwandtschaft.

Für mich selbst besteht die größte Auswirkung wohl in der

Tatsache, dass ich mich dafür rechtfertigen musste, dass ich nicht ständig an den Gegendemonstrationen teilnehme. Und, dass ich mich gerade deshalb in der Öffentlichkeit stetig von Legida distanzieren muss.

Britt-Marie Lakämper



Britt-Marie Lakämper

Foto: privat

Sprechen wir heute von Legida, dann meinen wir einen kleinen treuen Rest von knapp 1.000 Personen, etwa ebenso viele Gegendemonstranten und eine mittlerweile große Gleichgültigkeit in Rest-Leipzig.

Im Januar war das noch ganz anders. Damals war Legida über-

all. Jeder Tag, jedes Gespräch handelte in irgendeiner Form davon. Selbst der Friseurbesuch, für mich traditionell eine Phase des gegenseitigen Anschweigens, geriet zur Diskussion über Legida – oder vielmehr zum andächtigen Lauschen einer furiosen Hasstirade gegen deutsche Rassisten. Und eine Freundin, die vor fünf Jahren noch Unverständnis für den Plan äußerte, eine Neonazidemo zu blockieren („Die Linken sind doch genau so schlimm“), erkundigte sich nun nach Möglichkeiten, Legida die Stirn zu bieten.

Legida und Nolegida politisieren diese Stadt in einer Weise, wie ich es als gebürtiger Leipziger noch nicht erlebt hatte.

Doch nicht alles aus dieser Zeit wird mir positiv in Erinnerung bleiben. Zu Besuch bei meiner Familie musste ich mit anhören, wie über „Kanaken“, „Dreckspack“ und „Abschaumvolk“ gesprochen wurde, als es schlicht und einfach um Menschen ging, die wegen des Krieges in ihren Heimatländern Asyl in Deutschland suchten. Das verstörte mich nachhaltig, ebenso wie die Ansage eines Familienmitglieds, zu Legida zu gehen, „falls ich an dem Tag nicht arbeiten muss“. In dieser Zeit endeten auch einige Freundschaften.

Bei einem Kumpel zog ich selbst die Reißleine, nachdem er Legida

selbst dann noch verteidigte, als diese längst ihr wahres, menschenfeindliches Gesicht gezeigt hatten. Ein anderer schimpfte über die angeblich noch viel schlimmere Antifa. Meinem Hinweis, dass ich bei der zweiten Demo nicht von der Antifa, sondern von Nazis angegriffen wurde, entgegnete er kein „Ist was passiert?“, sondern ein symbolisches „Und tschüss!“.

Legida sei Dank weiß ich nun, auf welche Freunde ich verzichten kann. Es wird wohl das Einzige bleiben, wofür ich Legida niemals danken werde.

René Loch



René Loch

Foto: Alexander Schlee

Studentenfutter

Ein Blick hinter die Kulissen der Leipziger Mensen

Die Mensenschlange vor der Mensa am Park zeigt deutlich, dass das Semester wieder begonnen hat. Insgesamt essen 800.000 Studierende täglich in einer gastronomischen Einrichtung der Studentenwerke, heißt es auf der Homepage des Deutschen Studentenwerkes. Bundesweit werden derzeit 925 hochschulgastronomische Einrichtungen von den 58 Studentenwerken betrieben. In Leipzig sind es sechs Mensen und zwölf Cafeterien, die von allen Studierenden der sieben Hochschulen besucht werden können. Die einzelnen Mensen entscheiden, aufgrund der unterschiedlichen Essensgewohnheiten ihrer Gäste, autark über ihre Speisepläne. An Spizentagen werden insgesamt über 10.000 Essen gekocht. Mit diesen hohen Besucherzahlen geht zusätzlich eine große Verantwortung einher. Um die hohen Standards in den Mensen und Cafeterien zu garantieren, wurden zwei Ökotrophologinnen eingestellt.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist der Einkauf von Lebensmitteln, welcher laut dem Deutschen Studentenwerk nachhaltig sein soll und zudem nach Möglichkeit regionale, Bio- oder Fairtrade-Produkte enthalten soll. Demzufolge würden die Fischgerichte nach einer Liste des WWF eingekauft, so Uwe Kubaile, Abteilungsleiter des Leipziger Studentenwerkes. Er ist unter anderem für den zentralen Einkauf der Mensen und Cafeterien zuständig. Beim Wareneinkauf stehe zwar die Qualität im Vordergrund, aber selbstverständlich sei der Preis auch ein entscheidender Faktor. Aufgrund der Größe der Mensen müssen Zulieferer öffentlich ausgeschrieben werden, teilweise auch europaweit. Dies könne eventuell problematisch für die Ökobilanz sein. Zu den Hauptlieferanten gehören unter anderem Chefscolinar und Transgourmet. Potentielle Zulieferer werden von den Ökotrophologinnen des Studentenwerkes, Mensaleitern, sowie Verantwortlichen

Simon: Ich gehe in die Mensa, obwohl mir das Essen dort nicht schmeckt.

für den Einkauf begutachtet, schildert Kubaile. Das Bemühen regionale Produkte zu verwenden, zeigt sich besonders bei den Getränken, die in den Mensen und Cafeterien erhältlich sind. Hier werden lokale Marken wie Ur-Krostitzer, Lichtenauer und Lipz Schorle angeboten.



Dampf ablassen auf dem Weg zum Mittagessen

Foto: Mehmet Dogan

Das Geschirr stammt aus dem thüringischen Kahla.

Dass die Mensa längst kein Massenabfertigungsbetrieb mehr ist, zeigen die gestiegene Qualität der Gerichte sowie das vielfältige Angebot der Mensen und Cafeterien. Laut Kubaile sei man ein mo-

Tobias: Ich esse in der Mensa, weil ich zu faul bin selbst zu kochen.

derner Großversorger. Jede Mensa der Leipziger Studentenwerke sei bemüht die gesamte Zubereitung der Gerichte selbst zu übernehmen, wie zum Beispiel die Smoothies und Obstsalate der Vitaminbar zeigen, die selbstgemacht sind. Kubaile erklärt, dass man aus Zeit- und Kostengründen jedoch in Teilen der Herstellung auch branchenübliche „Convenience Food“-Produkte verwenden müsse. Damit sind vorgefertigte Lebensmittel gemeint, bei denen der Nahrungsmittelhersteller bestimmte Be- und Verarbeitungsstufen übernimmt, zum Beispiel vorgeschnittenes Gemüse und Soßen. Die Pommes frites sind vorfrittiert und die Schnitzel werden geschnitten geliefert, jedoch oft

noch selbst paniert. Diese beiden sind auch die Komponenten eines der beliebtesten Speisen. Der „Schnelle Teller“ mit Schnitzel und Pommes frites, der in der Mensa am Park angeboten wird, geht circa 1.300 über die Theke. Getoppt nur vom Pastateller, der in der Vorlesungszeit täglich etwa 1.900 Mal von den Mensanutzern ausgewählt wird. Der Rekord an verkauften Speisen an einem Tag in der Mensa am Park liegt bei 6.300, verrät der neue Mensaleiter René Sonne. Dabei stellt sich die Frage, ob und wie viele Reste

Louisa: Ich gehe in die Mensa, weil ich es hasse alleine zu essen.

am Ende jedes Tages entstehen. Die Menge sei gering, da in Chargen gekocht werde, erzählt Kubaile. Die Überproduktion wird zum Teil weiterverarbeitet, muss ansonsten aber aufgrund gesetzlicher Bestimmungen hygienisch verworfen werden und kann nicht zum Beispiel an Tafelwerke vergeben werden. Er sehe es ohnehin problematisch, dass man die Lebensmittel als nicht gut genug für Studierende deklarieren und dann weitergeben. Die Speisereste werden beim Spülen der Teller von einem Nassmüllentsorger verdichtet, anschließend in einem Container im Keller gelagert und später unter anderem an Heizkraftwerke geliefert.

Die Schlangen um die veganen Speisen sind längst noch nicht so lang wie vor der Pastatheke, aber die Resonanz ist steigend. Bereits seit 2012 bietet das Studentenwerk Leipzig in seinen Mensen vegane Speisen an, wichtigste Einrichtung ist dafür die größte Mensa, die Mensa am Park am Campus Augustusplatz. Derzeit werden dort täglich etwa 400 Teller

vom veganen Gericht „Premium“ verspeist. Das kann ein Veganes Frikassee mit Champignons oder ein Mango-Linsen-Couscous mit gebratenen Frühlingszwiebeln sein. Hinzu kommen vegane Angebote an der Wok-, Grill-, Pizza-, Pasta- und Salattheke.

Dieses breite Angebot brachte der Mensa Ende letzten Jahres den geteilten dritten Platz im PETA-Ranking der vegan-freundlichsten Mensen Deutschlands ein. 24 der 58 Studentenwerke in Deutschland beteiligten sich an der erstmals durchgeführten Umfrage der Tierschutzorganisation PETA Deutschland. Die Mensen wurden unter anderem danach be-

Jakob: Ich esse in der Mensa, um einmal am Tag eine warme Mahlzeit zu haben.

wertet, ob jeden Tag ein veganes Gericht angeboten wird oder sich der Gast notdürftig ein veganes Gericht aus Beilagen zusammensetzen muss. Des Weiteren wurden die Studentenwerke nach Schulungen des Küchenpersonals bezüglich veganer Speisen befragt und ob die Gerichte auch deutlich gekennzeichnet werden. Einen Zusatzpunkt gab es für die Mensen, die schon länger vegane Küche anbieten. Die Bewertungskriterien erfüllte am besten das Studentenwerk Erlangen-Nürnberg und belegte Platz eins.

Kubaile lobe sich zwar nicht gerne, aber ein wenig stolz sei er schon auf das Angebot der Mensen und Cafeterien der Leipziger Studentenwerke. Er nehme die Wünsche und Erwartungen der Studierenden, die laut der letzten Onlinebefragung des Leipziger Studentenwerkes circa 80 Prozent aller Mensanutzer ausmachen, ernst und richte sich auch gerne nach ihnen. Die Mensagäste können sich mit Ideen und Anmerkungen bezüglich der Mensen und Cafeterien per E-Mail oder „Lob und Kritik“-Karten an das Studentenwerk wenden. Zusätzlich versuchen Studentenwerk und Stura sich ein bis zwei Mal im Jahr auszutauschen. Bei allen Vorschlägen sei es nur wichtig, dass das Angebot bezahlbar bleibe, so Kubaile.

Neben der räumlichen Nähe zur Hochschule, hohen Qualität des Essens und geringem Zeitaufwand sind laut des Deutschen Studentenwerkes die günstigen Preise einer der Hauptgründe der Studierenden für einen Mensabesuch. Laut einer Aufstellung des Wissenschaftsministeriums für den Landtagsabgeordneten Gerhard Besier (Die Linke) vom April 2014 sind die Preise für die Studierenden in Sachsen in den letzten Jahren angestiegen. In der Mensa Klinikum in Dresden wurde im Wintersemester 2008/09 noch für durchschnittlich 2,10 Euro gegessen - inzwischen stieg der Preis um rund 45 Prozent. Dagegen erhalten laut der Aufstellung die Studierenden sachsenweit am günstigsten ihr Essen bei der Mensa des Studentenwerkes Leipzig auf der Wächterstraße mit durchschnittlich 1,93 Euro.

Robin Blitzner (Mitarbeit: Dennis Hänel, Tina Triebel)

In den Leipziger Mensen...

...findet der Veggie-Day einmal im Monat statt.



...werden am liebsten

Nudeln, Currywurst & Schnitzel gegessen.

...nimmt jeder fünfte

Gast ein Dessert zum Hauptgericht.



...werden jährlich vier Tonnen Kaffee konsumiert.



In der Mensa am Park...

...werden täglich 5.500

Gerichte verkauft. Für 3.800 ist sie konzipiert.



...gibt es 968 Sitz- und 650 Fahrradstellplätze.



6 Mensen und 12 Cafeterien werden vom Studentenwerk betrieben.



Grafik: Eva Bretschneider, Bildquellen: Wikicommons, Openclipart

Anzeige

27 KONZERTE - 1 PREIS

HONKY TONK DAS LEIPZIG FESTIVAL

Sa 2.5.'15

www.honky-tonk.de



Bunte Vielfalt in der Zutatenliste

Foto: Mehmet Dogan

„Universitäten sind Speicher von Wissen“

Birgit Dräger ist neu im Amt der Kanzlerin

Seit wenigen Wochen hat die Universität Leipzig eine neue Kanzlerin. Birgit Dräger trägt nun die Verantwortung für alle Verwaltungsfragen der Hochschule. Die student!-Redakteure Theresia Lutz und Jonas Nayda haben der habilitierten Pharmazeutin Birgit Dräger Fragen über ihre Arbeit, Almaweb und die Frauenquote gestellt.

student!: Sie sind jetzt einen Monat Kanzlerin an der Universität Leipzig. Worin sehen Sie Ihren Aufgabenbereich an der neuen Arbeitsstelle?

Dräger: Der Aufgabenbereich ist riesengroß. Es ist hochspannend. Eine Aufgabe ist zum Beispiel die Umstrukturierung mit der Verwaltungsreform. Die lässt sich auch nicht aufschieben. Da ist Dynamik drin, allein schon durch den Weggang von Dezenten, die in den wohlverdienten Altersruhestand gehen.

student!: Worum geht es bei der Verwaltungsreform?

Dräger: Für die Studierenden passiert durch die Verwaltungsreform gar nicht viel. Was sich für sie ändert, ist die Umstellung der gesamten Studienverwaltung im sogenannten Campus Management auf Almaweb.

Die Forschenden der Universität Leipzig sind hingegen schon mehr betroffen. Die sollen mit einem neu zugeschnittenen Forschungsdezernat Ansprechpartner bekommen, welche ihnen helfen, Forschungsanträge zu stellen und diese auch mit bestmöglicher Verwaltungsunterstützung durchzuführen.

student!: Werden dafür dann mehr Mitarbeiter benötigt oder fallen sogar Stellen weg?

Dräger: Es werden vermutlich mehr Stellen benötigt. Ursprünglich war der Gedanke, stellenneutral umzustrukturieren. Das heißt, dass nachher genauso viele Leute da sind wie vorher. Aber das wird wahrscheinlich nicht gehen. Es werden zusätzlich Mitarbeiter eingestellt werden. Aber das ist nicht nur auf die Umstrukturierung zurückzuführen, sondern auch auf die parallel gewachsenen Aufgaben. Wer glaubt, das Almaweb mit seiner ganzen Komplexität nehme Arbeitsplätze weg, irrt gewaltig. Im Gegenteil, nicht nur beim Übergang auf Almaweb, sondern auch kontinuierlich werden mehr Mitarbeiter gebraucht. Der Service



Kanzlerin Birgit Dräger ist seit Mitte Februar im Amt

Foto: Mehmet Dogan

für die Studierenden wird nachher besser sein.

student!: Wann wird die Verwaltungsreform im Idealfall abgeschlossen sein? Kann es dabei überhaupt einmal einen richtigen Abschluss geben?

Dräger: Ich möchte noch keine Vorhersagen machen, aber untereinander in der Verwaltung mit den Stabsstellen und im Rektorat herrscht schon über viele Einzelheiten der künftigen Organisation Einvernehmen.

student!: Sie haben gesagt, dass Sie Ihre Aufgabe darin sehen „für Verständnis der Besonderheiten der Universität in der Öffentlichkeit zu werben.“ Worin sehen Sie speziell diese Besonderheiten und welche Ziele verfolgen Sie langfristig, abgesehen von der Verwaltungsreform?

Dräger: Da blicke ich hauptsächlich auf die Landespolitik. Ein Wissenschaftsministerium hat es so wieso nicht immer leicht, sich innerhalb einer Landesregierung durchzusetzen. Das Verständnis für den Wert und die Besonderheit einer alten, großen Universität mit einer hohen Fächervielfalt muss man immer wieder neu erzeugen.

Wie ich das sehe, haben Universitäten die Funktion eines Speichers von Wissen, Bildung und Kultur. Je älter sie sind, desto größer ist natürlich dieser Speicher. Den zu be-

wahren, zu pflegen und zum Teil auch zu erschließen, ist unsere Aufgabe. Dafür muss ich immer wieder um Verständnis werben. Aber dabei wachsen eben nicht unmittelbar finanzielle Gewinne heraus.

Dennoch – ich nehme gerne die Arabische Revolution als Beispiel dafür, dass diese Speicherfunktion enorm wichtig ist. Wenn Arabisten an Universitäten ein Schattendasein geführt haben und belächelt wurden, waren sie von heute auf morgen die gefragten Politikberater.

student!: Sie sind ursprünglich Pharmazeutin. Wie kam es dazu, dass Sie von der Wissenschaft weg in die Verwaltung gekommen sind?

Dräger: Ich bin ja nicht von der Wissenschaft weg, ich habe nur gelernt, dass Wissenschaft auf ganz vielen Voraussetzungen beruht. Gute Wissenschaft hat einen enormen Anspruch an die Infrastruktur und auch an Verwaltung. Dieses Verständnis, diese Haltung hat mich in Halle zur Dekanin für den Fachbereich Pharmazie werden lassen. Dann wurde ich Direktorin des Biozentrums dort, was eine sehr strategische Aufgabe war.

Ich hatte viel mit Infrastruktur zu tun, ich habe immer mit einem Schmunzeln erklärt, dass ich so etwas wie ein Hausmeister war.

student!: Bereuen Sie es, dass Sie sich nun ein Stück weit aus der Wissenschaft zurückgezogen haben?

Dräger: Bereuen tue ich es auf keinen Fall. Im Gegenteil, ich denke, dass ich mit Wissenschaftserfahrung gut gerüstet bin für die verschiedenen Anliegen einer Universität. Ich weiß aus eigener Erfahrung, was man dort eigentlich alles wie dringend braucht. Mit einer normalen Verwaltungsausbildung hätte ich vielleicht nicht das innige Verständnis dafür.

student!: Was mussten Sie als Kanzlerin der Uni Leipzig neu lernen?

Dräger: Inhaltlich musste ich eine ganze Menge lernen. Es gilt viele Regeln zu kennen und zu beachten. Juristische Kompetenz und ein juristisches Gefühl braucht man schon. Das fängt bei der Einstufung von Mitarbeitern nach Tarifvorschriften an und hört bei Raumvergaben auf. So etwas kann man nicht mal so aus der Hüfte machen. Das muss ich sicherlich noch mehr im Detail lernen.

student!: Im März gab es den historischen Schritt einer gesetzlichen Frauenquote. Sie als erste Frau im Amt der Kanzlerin an der Uni Leipzig würden zusammen mit Rektorin Schücking 40 Prozent Führungskräfte ausmachen und damit als gutes Vorbild voran gehen. Wie sehen Sie persönlich dieses Gesetz?

Dräger: Ich habe mich lange gegen Quotierungen gewehrt. Aber jetzt bin ich schon so alt geworden und es hat sich immer noch nicht genug getan, ich sehe das Gesetz eigentlich als Chance. Es ist inzwischen einfach verflücht nochmal. Und wenn es nicht anders geht, dann muss es eben die Quote sein. Die Geduld hat irgendwann auch mal ein Ende.

Man muss immer ganz unten ansetzen. Eine der ersten Aktionen, die ich in Leipzig gemeinsam mit Direktorin Schücking machen konnte, war eine neue Kita zu eröffnen. Für mich ist das absolut beispielgebend, denn dort fängt es doch an. Dass eine Studentin wirklich die Möglichkeit hat, weiter zu studieren, weil das Kind in diese Kita geht. Oder dass eine Doktorandin als junge Mutter ebenso eine Kinderbetreuung genießen darf.

Haben Frauen die gleichen Chancen wie Männer? Ich merke deutlich einen Generationenwan-

del. Ich sehe die jungen Frauen, die immer noch groß von der älteren Generation angeguckt werden, weil sie ein Kind haben möchten, aber noch nicht fertig mit dem Studium sind. Es geht. Solange man Frauen vor die Wahl gestellt hat, entweder aufzusteigen, oder eine Familie zu haben, solange ging das nicht. Das ist ein ganz entscheidender Schritt, in der Entscheidung nicht allein zu sein.

student!: Wie meinten Sie das mit der Chancengleichheit von Frauen und Männern?

Dräger: Oft ist es Einschätzung der eigenen Fähigkeit, die bei Frauen realistischer ist als bei Männern. Männer sind nicht besser, sie glauben es nur mitunter. Ich bin jetzt sehr pauschal. Ich würde den Frauen gar nicht mal mangelndes Selbstbewusstsein unterstellen, das ist schon in Ordnung. Nur es ist immer noch einen Meter hinter dem der Männer. Ich merke den Unterschied in der Eigenwahrnehmung immer noch. Den gilt es auszutarieren. Ich will jetzt keine besondere „Großmüdigkeit“ hervorrufen bei jungen Frauen. Es gibt nichts, was ich unangenehmer fände. Aber ich finde es wichtig zu gucken, wie gut ich wirklich bin.

student!: Was sagen Sie in diesem Zusammenhang zur erneuten Kandidatur von Frau Schücking bei der nächsten Rektorwahl? Unterstützen Sie Ihre Kollegin auch als Frau?

Dräger: Voll und ganz. Ich denke, in Frau Schückings Amtszeit hat die Universität große Fortschritte gemacht. Zum Beispiel hat Frau Schücking sich erfolgreich dafür eingesetzt, dass die Stellenkürzungen mit dem neuen Koalitionsvertrag ein absehbares Ende haben werden. Das halte ich für einen sehr großen Erfolg. Auch die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Hochschulen in Sachsen und auch über Sachsen hinaus, die Frau Schücking immer sehr aktiv befördert, ist ein Gewinn.

Solch eine Kooperationsbereitschaft ist auch mein Ziel als Kanzlerin. Deshalb versuche ich, mich mit den Verwaltungsleitern der Leipziger Wissenschaftsinstitute und Hochschulen zu vernetzen. Voneinander zu lernen und sich zu helfen ist sehr wichtig für die gesamte Hochschullandschaft in Sachsen.

Impressum

student!
Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Fon: 0341/355 204 51
Fax: 0341/355 204 52
online: www.student-leipzig.de

Auflage: 10.000 Stück

Druck: Leipziger Verlags- und Druckereigesellschaft mbH & Co. KG

Herausgeber: student! e.V.
vertreten durch die Vereinsvorsitzenden
Julia-Marie Czerwonatis und René Loch

Geschäftsführer:
Jan Nitzschmann

Anzeigen:
UniAnzeigenPool,
Inh. Eva-Maria Kasimir,
info@unianzeigen.de,
0172 3411082

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Annina Häfemeier, Sophia Neukirchner
chefredaktion@student-leipzig.de

Ressortleiter:
Annina Häfemeier (Hochschulpolitik),
Miriam Pschirrer (Perspektive), Jonas
Nayda (Wissenschaft), Vanessa Gregor
(Thema), Anne Uhlig (Kultur), Theresia
Lutz (Leipzig), Dennis Hänel (Interview),
Sophia Neukirchner (Service), Niklas
Tolkamp (Kalender), Alexander Schuch
(Rätsel), Mehmet Dogan (Foto), Eva
Bretschneider (Layout), Robin Blitzner
(Online), Mirjam Ratmann (Film).

Redakteure:
Alexander Sinoviev, Amina Kreusch,
Hannes Rother, Julia Rohrer, Julia-Marie
Czerwonatis, Julian Friesinger, Luise

Bottin, Marie Hecht, Martin Peters, Myriell
Hermann, René Loch.

Geschäftsbedingungen:
Zurzeit gelten die Mediadaten, Stand
2013. Alle Rechte und Irrtum vorbehalten.
Die Zeitung und die in ihr enthaltenen
Beiträge und Abbildungen sind
urheberrechtlich geschützt. Nachdruck
oder Vervielfältigung (auch auszugsweise)
ohne Genehmigung des Herausgebers sind
mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen
Fälle verboten. Die Redaktion behält sich
das Recht auf Veröffentlichung und
Bearbeitung von unverlangt eingesandten
Manuskripten und Fotos vor und
übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich

gekennzeichnete Beiträge entsprechen
nicht unbedingt der Meinung des
Herausgebers oder der Redaktion.
Erfüllungsort, Gerichtsstand und
Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung
erscheint monatlich außer in den
Semesterferien und ist kostenlos.

**Nächste Ausgabe erscheint am
11.05.2015**
Anzeigenschluss ist der 29.04.2015,
Redaktionsschluss am 29.04.2015

		9	7			
	1	2			9	
4	9				5	
	6		1	2		
	8	6	3		7	
	7	8			5	
4				3		8
9			1	7		
		7	8			

9	7					5	
	6			7	2	3	8
	5				1		
		3	5	9			1
		5	8		6	3	
2		3	4	1			
			3			7	
7	1				9	8	
8	3		7			1	

1	9	6			8			5
	3	2	4			1	7	
5				3		9		
				6	7	5	9	
			5		4			
	5	3	9	8				
		1		4				9
	4	9			6	2	5	
7			1			4	6	8

Mittwoch, 15. April

Kolloquium

19.15 Uhr: „Defekte dichte Begriffe. Ethische Sprachverwirrung und ihre Entwirrung“; Ritterstraße 26; Neuer Senatssaal.

Ringvorlesung

19.15 Uhr: Studium universale der Universität Leipzig: „Leipzig und die Welt vor 1000 Jahren: Ausgangspunkt der großen Stadtgeschichte“; Universitätsstraße 3; Hörsaal 1.

Theater

20 Uhr: „Der Nabel der Welt: 1000 Jahre Leipzig“; Moritzbastei; Universitätsstraße 9; Schwalbennest.

Donnerstag, 16. April

Spiel

20.30 Uhr: „Brot und Spiele“; Spieleabend der Moritzbastei und Capitospiele; Universitätsstraße 9; Galerie.

Freitag, 17. April

Workshop

15 bis 19 Uhr: „Selbst-PR: Mit Authentizität und Klarheit zum Erfolg“ (zweitägig); Career Service; Burgstraße 21; Raum 1.19.

Sonntag, 19. April

Führung

15 Uhr: „Dokumente des lutherischen Glaubens“; Bibliotheca Albertina; Beethovenstraße 6; Treffpunkt: in der Eingangshalle.

Montag, 20. April

Kolloquium

19.15 Uhr: „Hund findet Delphin - Phokaia im Spiegel ihrer kaiserlichen Münzen“; Universitätsstraße 3; Hörsaal 1.

Mittwoch, 22. April

Ringvorlesung

17.15 Uhr: Studium generale der HTWK Leipzig: „Geschichte der Migration in Leipzig - gestern und heute“; Karl-Liebknecht-Straße 132; Geutebrück-Bau; Hörsaal G119.

Ringvorlesung

19.15 Uhr: Studium universale der Universität Leipzig: „Mensch, Stadt, Geschichten! Urban Storytelling“; Universitätsstraße 3; Hörsaal 1.

Kolloquium

19.15 Uhr: „Der freie Markt im Reich der Zwecke“; Ritterstraße 26; Neuer Senatssaal.

Freitag, 24. April

Workshop

9 bis 17 Uhr: „Internationales Kulturmanagement und -finanzierung“ (zweitägig); Career Service; Burgstraße 21; Raum 1.19.

Kolloquium

11 Uhr: „Newton – Euler – Le Sage. Zur Theorie der Schwerkraft im 18. Jahrhundert“; Karl-Tauchnitz-Straße 1.

Montag, 27. April

Workshop

13 bis 17 Uhr: „Kontaktaufnahme mit Arbeitgebern: Fragen will gelernt sein“; Career Service; Burgstraße 21; Raum 1.19.

Dienstag, 28. April

Vortrag

19.30 Uhr: „Mythos Wasser – Alles ist aus dem Wasser entsprungen“; Gerichtsweg 28; Eintritt: 3 Euro.

Treff

ab 20 Uhr, freies Kommen und Gehen möglich: allwöchentlicher Sprachenabend; Keller des soziokulturellen Zentrums „Die Villa“; Lessingstraße 7

Mittwoch, 29. April

Ringvorlesung

17.15 Uhr: „Der Krieg und sein Einfluss auf die europäische Politik um 1900“; GWZO; Specks Hof (Eingang A); Reichsstraße 4-6; 4. Etage.

Ringvorlesung

18.45 Uhr: Studium generale der HTWK Leipzig: „An den Rand gedrängt... Die alltäglichen Herausforderungen von Asylsuchenden im Landkreis Leipzig“; Karl-Liebknecht-Straße 132; Geutebrück-Bau; Hörsaal G119.

Kolloquium

19.15 Uhr: „Acting intentionally“; Ritterstraße 26; Neuer Senatssaal.

Kolloquium

19.15 Uhr: „Die Autorenbiographie als Erfolgsmodell der Literaturwissenschaft? Reflexionen am Beispiel Stefan Georges“; Seminargebäude; Universitätsstraße 3; Raum 127.

Donnerstag, 30. April

Workshop

13 bis 17 Uhr: „Französisch bewerben“ (Kurzworkshop und Einzelcoaching); Career Service; Burgstraße 21; Raum 1.19.

Kolloquium

19.15 Uhr: „Transformation eines Fachs. Deutsche Literaturwissenschaft in Israel“; Simon-Dubnow-Institut; Goldschmidtstraße 28.

Ausstellung

19 Uhr: Eröffnung der Sonderausstellung „Edle Steine. Lehrreiche Schätze einer Bürgerstadt“; Antikenmuseum der Universität Leipzig; Nikolaikirchhof 2; Aula der Alten Nikolaischule.

Ausstellung

20.30 Uhr: Ausstellungseröffnung „Lieber schön in Leipzig als hässlich in Paris“; Moritzbastei; Universitätsstraße 9.

Montag, 04. Mai

Workshop

9 bis 17 Uhr: „Ich & die Anderen: Wie wir gut zusammenarbeiten“; Career Service; Burgstraße 21; Raum 1.19.

Kolloquium

19 Uhr: „Zur Situierung von Sex-Bildern in der pompejanischen Wandmalerei“; Universitätsstraße 3; Hörsaal 1.

Theater

20 Uhr: „Der durstige Pegasus“; Moritzbastei; Universitätsstraße 9; Schwalbennest.

Anzeige

Mittwoch, 06. Mai

Workshop

15 bis 17 Uhr: „Netzwerken - Wie geht es richtig?“; Career Service; Burgstraße 21; Raum 1.19.

Ringvorlesung

17.15 Uhr: Studium generale der HTWK Leipzig: „Migration - zur Dynamik zwischen Integration und Ausgrenzung“; Karl-Liebknecht-Straße 132; Geutebrück-Bau; Hörsaal G119.

Donnerstag, 07. Mai

Workshop

15 Uhr: „Wege ins Ausland“; Career Service; Burgstraße 21; Raum 1.19.

Kolloquium

17.15 Uhr: „Changing Interaction. Israeli and German Research on the Shoah: 1948 to the Present“; Goldschmidtstraße 28.

Vortrag

19 Uhr: „Der Pfarrer und die Analphabeten – Buchbesitz von Geistlichen vor der Reformation“; Bibliotheca Albertina; Beethovenstraße 6.

KARRIERE MESSE

WIK-Leipzig 2015

29.04.2015, 10 - 16 Uhr
Uni Leipzig, Hörsaalgebäude



www.WIK-L.de

14.-16. AUGUST
2015



BECK'S

PRÄSENTIERT

STÖRMTHALER SEE
GROSSPÖSNA / LEIPZIG

HIGHFIELD

2015

MARTERIA • BROILERS
THE OFFSPRING

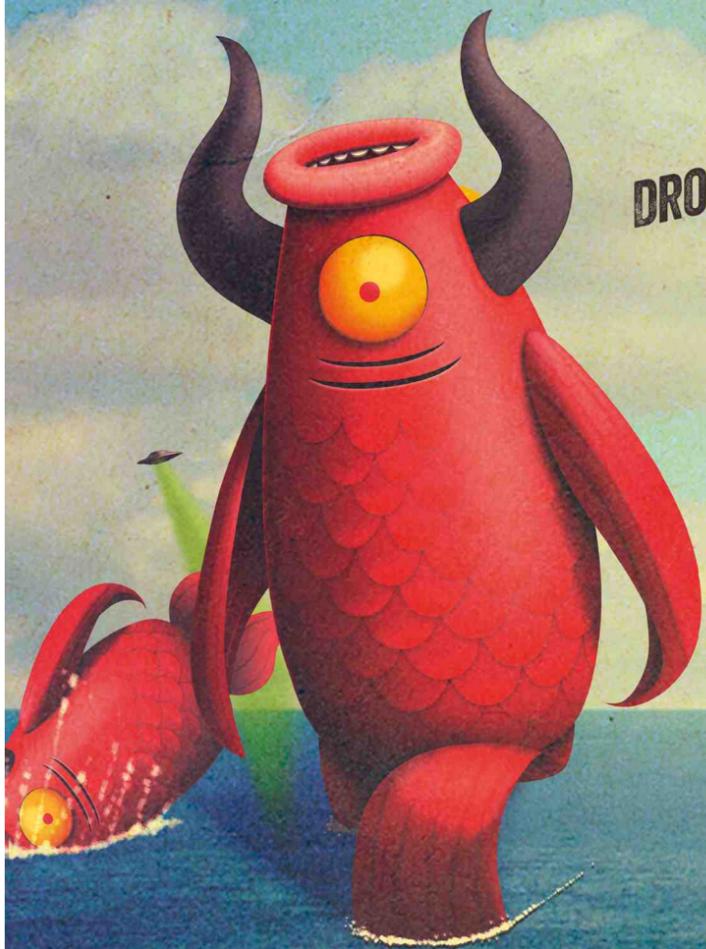
DROPKICK MURPHYS • CLUESO • K.I.Z. • INTERPOL • THE KOOKS
THE GASLIGHT ANTHEM • FLOGGING MOLLY
THE WOMBATS • ALLIGATOAH

LABRASSBANDA • MADSEN • PRINZ PI
DONOTS • FRITTENBUDE • 257ERS
IRIE RÉVOLTÉS • SDP • THE SUBWAYS

MILLENCOLIN • DANKO JONES
PANTEÓN ROCOCÓ • AUGUSTINES • BILDERBUCH
MARCUS WIEBUSCH • FEINE SAHNE FISCHFILET • ZSK

ANTILOPEN GANG • HILLTOP HOODS • AGAINST ME!
ADAM ANGST • SATANIC SURFERS • OBEY THE BRAVE
THE MENZINGERS • HEISSKALT • ROB LYNCH

APOLOGIES, I HAVE NONE • DMA'S • JOHN COFFEY



HIGHFIELD.DE

HIGHFIELDSTVL

HIGHFIELDFESTIVAL

@HIGHFIELDSTVL

EVENTIM.DE

